

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 24. August 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 47.

Der Daheim-Kalender für 1879 ist da!

und tritt auch dieses Jahr wieder bereichert und verstärkt in stattlichem Umfange fertig gebunden zum alten Preise von 1½ Mark vor seine Leser, um freundliche Aufnahme bittend.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Im Schatten erblüht.

Nachdruck verboten.
Ref. v. 11./VI. 79.

Von Germanis.

Den 12. Oktober.

Die Blätter fallen, die Regentropfen rieseln an den Scheitern hernieder, und der Wind singt sein eintönig Lied. Ich bin müde und traurig, und gedenken muß ich der Vergangenheit; sie war einformig wie dieser Herbsttag; kein Sturm, kein Unwetter, aber auch kein Sonnenschein, und die Blätter fallen! Ich bin gewesen, aber ich habe nicht gelebt! Wenn ich der Zeiten denke, die vergangen sind, dann irrt mein Geist im weiten Raume und weiß nicht, wo er Raft halten soll und umschauen.

Mein Leben war bisher wie ein stiller See; seine Oberfläche blieb unberührt vom Sturm der Zeit und der Ereignisse, seine Tiefe hat niemand zu ergründen gesucht. Ueber dem Wasser schwebt ein Nebel tief, undurchdringtlich, und aus dem Nebel lösen sich Bilder und Gestalten und ziehen grüßend an mir vorüber wie alte Bekannte. Sie sind grau, farblos, undeutlich!

Ich fühle mich einsam und verlassen, ich möchte schlafen und träumen, und im Traume einmal glücklich sein; aber ich muß wachen und denken — und bin doch des Denkens so müde! Ich habe nichts zu thun, weder für mich noch für andere. Die eigenen Gedanken sind schlechte Gesellschafter, sie quälen mich! Was soll ich thun, um die langsam schleichenden Stunden zu kürzen — soll ich den weißen Blättern erzählen von Sonst und Jetzt? Ich will es versuchen, vielleicht löst sich der Bann, der auf meinem Herzen ruht schwer und bleiern.

Ich heiße Marie Dorothee und bin erst achtundzwanzig

XIV. Jahrgang. 47. h.

Jahre alt. Dennoch will es mir scheinen, als läge meine Jugend schon weit, weit hinter mir.

Jungfer Juliane hat mir oft von meinen Eltern gesprochen; ich selbst habe keinerlei Erinnerung von ihnen und meiner ersten Heimat. Mein Vater war ein hoher Beamter in hiesiger Stadt, allgemein geachtet und geehrt, aber wenig geliebt, ein harter stolzer Mann, der viel dachte und wenig sprach; meine Mutter ein zartes liebliches Wesen, schön wie eine Blume und vergänglich wie sie. Nach meiner Geburt im dritten Jahre ihrer Ehe starb sie, und kurz darnach war ich ganz verwais.

Da meine Eltern ziemlich allein gestanden hatten im Leben und ich keine nähere Verwandten besaß, die für mich hätten sorgen können, so nahm meine Pathe, Jungfer Juliane, sich meiner an und führte mich ein in ihr freundliches Haus in der Vorstadt.

Sie hat mir oft gesagt, meine Erziehung habe ihr wenig Sorge gemacht. Ich war ein stilles ernstes Kind, zufrieden mit der Gesellschaft meiner alten Pathe und wünschte weder Spielgenossen noch Abwechslung. Meine einzige Freundin war eine große Puppe mit Namen Lilli; sie hatte nur einen Arm, himmelblaue Augen und einen welligen Scheitel von Porzellan, aber sie genügte mir vollkommen und hatte den großen Vorzug, mich immer zu verstehen, wenn ich ihr meine Geheimnisse anvertraute oder schöne Märchen erzählte.

Wir führten ein stilles zurückgezogenes Leben voll Ruhe und Frieden, der von Tante Juliane ebenso unzertrennlich schien wie der zarte Duft von Lavendel, der das ganze Haus er-

fällte und an ihrer Person haftete. Sie kannte das Leben der großen Welt von früher her und gab mir oft weise Lehren und Rathschläge, die sie aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen schöpft, aber mir erschienen ihre Erzählungen so wunderbar und merkwürdig, so wenig vereinbar mit dem wirklichen Leben der Gegenwart, daß ich sie wie die Sagen aus einer märchenhaften Vergangenheit betrachtete, und sie nur dazu beitrugen, mich zu verwirren und meinen phantastischen Träumen Nahrung zu geben. Uebrigens war die Pathe eine stille verschlossene Person, die mit dem äußeren Reichen ihrer Zuneigung sorgte und mit pedantischer Strenge sich und andere jeglichem Gebote der Pflicht unterordnete, wenn man auch selten ein hartes Wort oder eine heftige Aeußerung von ihr hörte und ihre Augen immer gleich freundlich blickten.

Aus Gründen, die sie mir nicht mittheilte, erschien ihr der öffentliche Unterricht für mich nicht wünschenswerth, ich erhielt Privatunterricht von den ausgezeichnetsten Lehrern der Stadt, die in unser Haus kamen, und wurde nach und nach auch in viele Zweige des Wissens eingeführt, die sonst nur in dem Bildungskreise eines Knaben liegen. Aber das Lernen war meine größte Freude und erlegte mir alles, was ich sonst entbehrete. Meine Studien füllten meine Zeit aus, und dem Treiben der Welt blieb ich so fern, als wenn ich hinter Klostermauern aufgewachsen wäre.

So schwand die Jahre dahin wie ein Traum. Ich wurde immer größer und älter, Tante Juliane immer tauber und schweigsamer, und nach wie vor saß ich mit meiner Arbeit auf dem Fensterritt hinter den rothblühenden Geranien, oder las in einem interessanten Buche, das unser alter Freund und Nachbar, der Professor Herbert, mir geliehen. Die wenigen Bekannten, die wir hatten, waren alle alt wie Jungfer Juliane und starben einer nach dem andern dahin, bis zuletzt niemand mehr übrig blieb, als sie und der Professor.

An den schönen Sommerabenden gingen wir oft hinaus auf den grünen Friedhof vor dem Thor, die Hände voll Blumen, um die Gräber zu schmücken.

Seit Jahren hatte die Pathe sich ihre eigene Ruhestätte gekauft; wenn wir daran vorübergingen, begrüßte sie das kleine fleckige Erde stets mit einem freundlichen Lächeln.

Nicht lange währte es, so wurde sie dort niedergelegt zum letzten Schlummer! An einem schönen Junimorgen starb sie nach kurzer Krankheit, still und so friedlich wie sie gelebt, und mit den schönsten Rosen aus unserem Garten schmückte ich das neue Grab.

Wieder war ich verwais't.

Ich vermißte ihre Gegenwart, ihre freundliche Fürsorge, die Nähe des Todes, dem ich zum ersten Mal ins Angesicht gesehen, ängstigte und erschreckte mich, das kleine Haus erschien mir öde und leer, aber einen großen gewaltigen Schmerz empfand ich nicht.

Ich haßte mich selbst deshalb. Das Gefühl blieb dasselbe. Es schien, als wäre es mir verjagt, Freude und Schmerz zu empfinden, als wäre mein Herz todt in der Brust, während alles andere lebte.

Die Pathe hatte mich zu sich genommen, als ich ein kleines hilfloses Kind war, aber sie hatte es gethan aus Freundschaft für meine Eltern. Meine Gesellschaft, die Nähe, welche ich ihr machte, waren ihr zur lieben Gewohnheit geworden, die freiwillig gewählte Pflicht kein Opfer mehr. Ich war stets dankbar gewesen und süßsam, nie hatte ein Mißton die Harmonie unseres Zusammenlebens gestört. Das war aber auch alles. Güte und Freundlichkeit waren mir geboten worden, zärtliche Liebe und Verständnis nie! Der Same war nicht gelegt worden in dem Herzen des Kindes; kein Wunder, daß die Trauerblume nicht blühen wollte in meiner Seele.

Jungfer Juliane hatte mich zu ihrer Erbin eingesetzt — meinem eigenen kleinen Vermögen das ihre beigelegt. Haus und Garten, in denen ich so lange gelebt, waren mein.

Damals wie jetzt legte ich wenig Werth auf Geld und Besitz, wohl deshalb, weil ich den Mangel desselben nie schmerzlich empfinden durfte und wenig Bedürfnisse habe; in-

sofern waren sie mir aber angenehm, als ich glaubte, nun allein fortleben zu können in gewohnter Weise, und mein Schicksal nach Gefallen zu gestalten.

Ich kannte die Welt nicht und die Satzungen der guten Gesellschaft, ich wußte nicht, daß ein junges Mädchen von zwanzig Jahren sich ihrer Selbständigkeit nicht freuen kann, daß sie eines Schutzes bedarf.

Der Professor sagte mir das. Er frug mich nach meinen Wünschen für die nächste Zukunft; ich hatte keine, eben so wenig als Freunde und Verwandte, und als er mit schlichten Worten mir sein Haus als neue Heimat anbot, willigte ich gern ein.

Meine kleine Besizung wurde verpachtet, und ich zog hinüber zu ihm und seiner alten Haushälterin Frau Brigitte, die mir schon früher, als ich noch ein Kind war, sehr gewesen gewesen war und mir manchen Apfel und manche Däte Kirichen vom Markte mitgebracht hatte.

Sie, eine ehrbare gebildete Frau, die Wittwe eines Subalternbeamten, stand dem Hauswesen des Professors vor; ich wurde sein Schüler und Studiengenosse. Ich liebte die Wissenschaft um ihrer selbst willen, und hatte eine gute Vorbildung erhalten zu dem ersten Studium, das nun meine Tage ausfüllte. Es war Arbeit, wirkliche Arbeit, und ich fühlte mich befriedigt.

Der Professor schrieb an einem größeren Werke, ich wurde sein Sekretär. Von früh bis spät saß ich an dem großen bücherbeladenen Schreibtische, meine Hilfe wurde immer unentbehrlicher für den greisen Gelehrten. Dabei lebten wir wie die Einsiedler. Der Abend brachte mir die einzige Erholung: einen Spaziergang durch die Felder und die Straßen der Vorstadt, oder eine Partie Schach am warmen Kaminfeuer, wo Frau Brigitte saß und spann, und das Schnurren ihres Nades allein die tiefe Stille unterbrach.

Ich vergaß, daß ich jung war, vergaß, woran ich eigentlich noch nie gedacht, daß das Leben noch etwas anderes bieten könne. — Tag um Tag verging so, Jahr um Jahr.

Der Professor wurde krank. Es genügte nicht mehr, daß ich Theil nahm an seinen geistigen Bestrebungen, er bedurfte auch der körperlichen Pflege, und die Kräfte der alten Haushälterin reichten dazu nicht aus. Ich that was nöthig war, und suchte die sinkenden Lebensgeister aufrecht zu erhalten. Mein Leben erhielt dadurch eine andere Färbung, aber es war nur eine dunklere Schattirung in Grau, düsterer, einsörmiger. Das Halbdunkel und die tiefe Stille des Krankenzimmers bildeten keinen großen Kontrast gegen das Studirzimmer mit seiner ersten Arbeit.

Endlich nach monatelangen Leiden erfolgte der Tod des Professors. Drei Tage vorher, kurze Zeit ehe er das Bewußtsein verlor, ließ er sich mit mir trauen. Sein Notar, der alte Hausarzt Doktor Röder und Frau Brigitte mit ihrer Schwester waren die Zeugen. Die Ceremonie wurde in aller Kürze vollzogen, und ehe ich mir noch Rechenschaft darüber geben konnte, wie das so schnell gekommen, war ich dem Gesetze nach die Frau des sterbenden Mannes. Ich entsezte mich vor der Ungeheuerlichkeit der Idee; aber mehr noch als die sachgemäßen Erklärungen des Notars und der tröstende Zuspruch des Doctors beruhigte mich der Gedanke, daß es ja unter den obwaltenden Umständen nichts sei als eine Form, und ich nur meine Pflicht gethan habe, als ich den letzten Wunsch meines alten Freundes erfüllte.

Der Professor hatte seine guten Gründe, er war ein edler Mann. Er wußte, daß ich allein und schutzlos zurückbleiben würde, wenn auch er mich verlassen; seine Dankbarkeit, die durch Worte nie zum Ausdruck gelangt war, hatte er durch die That bewiesen, und mir Rang und Namen einer Frau gegeben, um mir in der menschlichen Gesellschaft eine geehrte und gesicherte Stellung zu schaffen und alle Steine des Anstoßes fortzuräumen, die ein alleinstehendes Mädchen auf ihrem Wege findet. Meine Freiheit war nicht beschränkt worden durch den außergewöhnlichen Schritt, nur erhöht und befestigt, und doch, und doch!

Er war mein Freund gewesen seit meiner Kindheit, mein

Lehrer, mein Beschützer, mein Gefährte. Ich hatte ihn geachtet und geehrt und seinem leisesten Wink gehorcht; aber er war ein Mann der Wissenschaft! Sein Beruf erfüllte ihn so ganz, daß nicht Raum blieb für etwas anderes. Wie zwei gute Kameraden hatten wir zusammen gelebt und gearbeitet, und als er starb, kam ein Gefühl der Kälte und des Verlassenseins über mich, das noch nicht von mir gewichen ist, obgleich Wochen seitdem vergangen sind.

Mein Tagewerk, das acht Jahre hindurch sich regelmäßig abgespielt hat wie ein Uhrwerk, ist abgelaufen. Ich habe weder eine Arbeit zu thun noch eine Pflicht zu erfüllen. Niemand ist da, der meiner bedarf, niemand, dem mein Dasein ein Trost und eine Nothwendigkeit wäre!

Aber auch dieses Mal empfinde ich kein tiefes unendliches Weh, keinen Schmerz, der mich überwältigen könnte. Starr und ungeweckt liegt er in meiner Brust wie die Freude, die Jugend und die Liebe, und keine Thräne tritt barmherzig in die müden brennenden Augen!

Den 19. Oktober.

Gestern, sechs Wochen nach seinem Tode, wurde das Testament des Professors eröffnet. Es war anders, als man erwartet hatte. Mir hat er nur ein kleines Legat ausgesetzt, ebenso wie seinen Dienern, zum Universalerben seines großen Vermögens aber einen jüngeren Stiefbruder ernannt, von dessen Existenz bisher niemand wußte. Er heißt Nikolai von Mariajsh und soll als Künstler in Dresden leben.

Ihm ist auch das Haus zugesprochen, während das ganze Inventar desselben, die Gemälde und die Bibliothek auf mich übergehen.

Eine seltsame Bedingung ist aber hinzugefügt: der Erbe sowohl als ich sind verpflichtet, zwei Monate lang hier in dem alten düsternen Hause zusammenzuwohnen, ehe er seine reiche Erbschaft und ich mein kleines Legat antreten darf. Ein bestimmender Grund ist nicht genannt, um diese Maßregel zu motiviren, wenn als solcher nicht der beiseitegesetzte Wunsch des Testators angenommen werden soll, welcher dahin geht, daß wir gemeinsam die große und werthvolle Bibliothek ordnen und einen Katalog über sämtliche darin enthaltene Werke anfertigen sollen.

Ob er meine Kräfte nicht für ausreichend hielt zu dieser Arbeit, weiß ich nicht, aber es scheint fast so. Indessen bin ich mit allem zufrieden. Nicht allein damit, daß er sein Geld einem anderen vermachte, der es wahrscheinlich recht gut brauchen kann, während mein kleines Vermögen mir vollständig genügt, sondern auch mit der sonderbaren Bestimmung, die den unbekanntem Stiefbruder zu meinem Hausgenossen machte. Das Haus ist ja groß genug, wir brauchen einander nicht zu geniren, und der alte Herr kann sich hier ganz nach seiner Bequemlichkeit einrichten. Mein wahrlich, seinen Reichthum neide ich ihm nicht; habe ich selbst doch übergenug, und für ihn, der vielleicht eine große Familie zu versorgen hat, mag es ein rechtes Glück sein, um einer sorgenfreien Zukunft entgegensehen zu können.

Wächte nur die testamentarische Klausel ihm nicht die Laune verderben, sonst rächt er sich am Ende an mir, die ich doch selbst nur ein Opfer derselben bin, und macht mir das Leben hier unerträglich! Nun heute und morgen wird er wohl noch nicht kommen — lassen wir also den Dingen ihren Lauf.

Den 22. Oktober.

Der Doktor war heute hier; er meinte, ich sähe krank und abgespannt aus.

Ich sagte ihm, mein Körper wäre gesund, aber die Gedanken quälten und marterten mich, ich glaube, ich könne tief-sinnig werden. Er schalt mich aus und meinte, das sei nichts als Hypochondrie, die Einsamkeit vergifte mir das Blut. Ich soll fahren, gehen, mich zerstreuen! Er redete mir gut zu, mich aufzurütteln aus meiner Apathie, meine Freiheit zu benützen.

Meine Freiheit! Klingt das nicht wie Hohn? Ja, ich bin frei, frei wie ein armer kleiner Vogel, dem man die Flügel gebrochen, den man Jahr um Jahr gefangen gehalten hat im engen Käfig, dem man dann die Thür seines Bauers öffnet.

Ich kann fliegen wohin ich will, die ganze Welt steht mir offen, aber meine Schwingen sind gelähmt! Wohin soll ich mich wenden, wo ist ein Ziel? Weiß ich denn, ob ich ein Nützchen finden würde, wo ich mich ausruhen könnte, um neue Kräfte zu sammeln? Wer kennt mich, wer fragt nach mir?

O über die Thorheit der Weisen, die da reden von dem Glücke der Freiheit! Allein, allein unter tausenden von Menschen, allein mit den qualenden Gedanken, allein mit dem armen todtten Herzen!

Den 23. Oktober.

Das Wetter war heute freundlicher. Ich machte einen weiten Spaziergang, besorgte meine Einkäufe, erfreute mich an dem bunten Treiben auf den Straßen und kam gestärkt und erfrischt nach Hause. Um mich in dieser Stimmung zu erhalten und den bösen Gedanken den Eingang zu verwehren, beschloß ich den Abend recht fleißig zu sein und meine Papiere und wissenschaftlichen Notizen zu ordnen, die seit der Erkrankung des Professors nicht berührt worden waren. Ich hatte die Arbeit immer verschoben, weil sie mühselig und langweilig war, aber einmal mußte sie doch gethan werden.

So setzte ich mich denn an meinen Schreibtisch und begann die einzelnen Blätter zu sortiren, als mir ein versiegelter Brief in die Hände fiel, der auffallend groß und dick war und die Handschrift des Professors trug. Er war für mich bestimmt; und als Randbemerkung trug er neben der Adresse die Worte: „Nach meinem Tode zu eröffnen.“

Ich kann nicht sagen, wie überraschend mir diese Entdeckung war. Was konnte der Professor mir zu sagen haben? Eine große Aufregung bemächtigte sich meiner, und meine Hand zitterte, als sie den Brief erbrach. Er lautete:

D., den 1. April.

„Mein liebes Kind!

Es ist heute mein siebenzigster Geburtstag, und ich weiß, daß es bald mit mir zu Ende sein wird, wenn vielleicht auch noch Wochen und Monate vergehen mögen, bis die Krankheit meine Kraft aufgezehrt hat.

Du hast nie nach meinem früheren Leben georscht, Du vergahest Dich selbst in der treuen Erfüllung Deiner Pflichten und einer freiwillig übernommenen Aufgabe.

Du hast gezeigt, daß Du kein gewöhnliches Weib, sondern eine Ausnahme Deines Geschlechtes bist, darum habe ich Vertrauen zu Dir und will Dir mittheilen, was Du nie zu wissen begehrest: die Geschichte meines Lebens. Sie ist kurz und einfach, aber doch nicht so inhaltslos, als Du vielleicht glauben mochtest.

Du hast mich nur gekannt als den stillen schweigmamen Mann, der für nichts Sinn hatte als für seine Bücher und Manuskripte; aber auch ich bin einmal jung gewesen, auch ich habe einmal gelebt in dem Treiben der Welt und Theil genommen an ihren Leiden und Freuden.

Mein Vater war Gutsbesitzer und ein reicher Mann. Er vermählte sich mit meiner Mutter als diese erst sechs-zehn Jahre alt war. Damals war das nichts Ungewöhnliches, und die Ehe eine ungemein glückliche. Meine Mutter war berühmt wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, sie wurde von Jedermann vergöttert; am meisten aber von ihrem Gatten und mir, ihrem einzigen Sohne.

Gerade als ich das Abiturientenexamen gemacht hatte und die Universität bezog, wurde mein Vater uns durch den Tod entrisen, und niemand vermag den Jammer zu beschreiben, der meine Mutter erfaßte. Sie war wie vernichtet; selbst mir gelang es nicht, sie zu trösten, und nur die Zeit vermochte ihren Schmerz zu lindern. Meine Liebe zu ihr gewann in jener Zeit noch an Stärke und Innigkeit.

Ich wollte ihr den herben Verlust, den sie erlitten, so weit dies in meiner Macht stand, erzeihen, und jede Unannehmlichkeit von ihr fern halten, ich behütete und beschützte sie, wo ich nur irgend konnte, und meine Färtlichkeit und Fürsorge glich mehr der eines besorgten Liebhabers als der eines Sohnes.

Meine Liebe und Verehrung für diese herrliche Mutter

machte mich blind gegen die Vorzüge aller anderen Frauen und sie allein war das Ideal meines Lebens.

Da geschah es vier Jahre nach dem Tode meines Vaters, daß ein ungarischer Edelmann als Gast des Besitzers auf das Landgut kam, welches dem unferigen zunächst lag.

Es war ein gescheiter lebenswürdiger Mann mit angenehmen Formen und einem schönen Aeußeren, ein Weltmann, mit allen Fehlern und Vorzügen eines solchen.

Ich bereitete mich damals auf ein Staatsexamen vor und war von Hause abwesend.

Meine Mutter, obgleich schon achtunddreißig Jahre alt, war noch immer begaunert. Zeit und Gram hatten ihre Schönheit nicht zu zerstören vermocht, sondern sie nur zarter und edler werden lassen. Der neue Nachbar brachte ihr vom ersten Augenblicke an seine Huldigungen dar, und bald blieb kein Zweifel mehr, daß er sich um die schöne reiche Wittve bewerbe.

Ich hörte es, und voller Besorgniß eilte ich zu meiner Mutter. Ich beschwor sie, sich bei Zeiten zurückzuziehen, die Bewerbungen des Fremden abzulehnen und dem Andenken meines Vaters, der sie so unendlich geliebt, treu zu bleiben.

Aber ich kam schon zu spät; die Leidenschaft für diesen Menschen, der zehn Jahre jünger war als sie, verblendete sie, und selbst die Mittheilung, daß er wegen seines leichtsinnigen Lebenswandels bekannt und ein Verschwenker sei, machte keinen Eindruck auf sie. Umsonst waren meine Reden, umsonst mein Bemühen, sie vor Glend und Unglück zu bewahren. Der Widerspruch reizte sie nur und erschütterte das schöne Gleichgewicht ihrer Seele. Sie schalt mich einen thörichten Knaben, die Angst meines Herzens nannte sie kindische Eifersucht, und nach wie vor verkehrte sie mit dem schönen Fremden, den ich so bitterlich haßte. Ich war ein heißblütiger leidenschaftlicher Mensch, der Gedanke, meine Mutter abtreten, ihre Liebe mit einem anderen theilen zu müssen, machte mich fast wahnsinnig, und auch sie war wie umgewandelt. Sie, die sanfteste nachgiebigste Frau, wurde plötzlich schroff und bitter, und aufgestachelt durch die Einflüsterungen Mariassys machte sie zum ersten Male ihre mütterliche Autorität geltend und verbat sich jede weitere Erörterung in dieser Angelegenheit.

Endlich kam es zu einem schredlichen Austritt!

Der schöne Fremde machte meiner Mutter einen Heirathsantrag in aller Form, ich sagte ihr, ich könne ihr Sohn nicht mehr sein, wenn sie jenem Manne sich vermähle, ich bat sie zu wählen zwischen ihm und mir — und sie gab mich auf, mich, ihren einzigen Sohn, und wählte den Fremden, den sie liebte!

Jene Stunde schied uns für immer! Ich schwur, daß sie und ihre neue Familie von nun an für mich todt sein sollten, daß jedes Band nun zwischen mir und ihr zerrissen sei.

Mein Herzleid war groß, größer aber noch mein Groll und die Bitterkeit, die mich erfüllte, und die Stunden, die ich damals durchkämpfte, waren die dunkelsten meines Lebens. Meinen Schwur aber habe ich gehalten!

Nie in meinem langen Leben habe ich das einst so geliebte Antlitz wiedergesehen, nie einen der vielen Briefe geöffnet, die sie später mir gesandt. Unerwartet wie meine Liebe war mein Haß und alles, was mich an die schöne Vergangenheit erinnern konnte, erschien mir wie eine verkörperte Lüge, die ich aus meinem Gesichtskreise zu bannen suchte.

Sogar das schöne Gut, das meinem Vater gehört, und das mir zufallen sollte, überließ ich meiner Mutter und begnügte mich mit meinem Theile des immerhin großen Baarvermögens, und mit diesem alten grauen Hause, an das sich keine einzige Erinnerung knüpfte.

Noch jung an Jahren, schloß ich ab mit dem Leben und seinen Freuden; ich wurde ein finsterner mürrischer Mann, der sich zurückzog von der Welt, und ein unsagbares Mißtrauen hegte gegen die Menschen im allgemeinen, und gegen die Frauen insbesondere. Die Wissenschaft blieb meine einzige Freundin — und erst Du, Marie Dorothee, hast mich gelehrt, besser über Dein Geschlecht zu denken. Ich danke Dir dafür, wie ich Dir danke für alle Güte und Sorge, die Du mir, dem kranken Greise, hast angedeihen lassen.

Der eigentliche Zweck dieses Briefes aber ist folgender:

Wenn er in Deine Hände gelangt, werde ich nicht mehr unter den Lebenden weilen, und Du wirst erfahren haben, daß ich mein großes Vermögen, das mir so wenig Freude und Genuß verschafft hat, nicht Dir, sondern einem Fremden vermacht habe. Ich weiß, Dein edler selbstloser Sinn wird mir deshalb nicht zürnen, aber gerade darum möchte ich Dir mein unerwartetes Verfahren erklären und die Motive nennen, welche mich bestimmten, so und nicht anders zu handeln.

Das Alter denkt nachsichtiger als die Jugend!

Als der Abend meines Lebens dämmerte, kamen Gedanken, die sich nicht mehr abweisen ließen wie früher, und mich aufforderten zur Einkehr in mich selbst. Da sah ich denn, daß ich hart und selbstsüchtig gewesen war mein Leben lang und vielleicht ebenso viel gefehlt hatte, als an mir gefehlt worden war.

Es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich die Briefe, die meine Mutter mir gesandt, ungelesen verbrannt hatte, die gänzliche Unkenntniß über ihr Schicksal begann mich zu ängstigen, und eine unendliche Sehnsucht überkam mich, die alte Frau, denn alt mußte sie ja inzwischen geworden sein, noch einmal wiederzusehen.

Die ganze Nichtigkeit und Sündhaftigkeit meines Schwures stand mir vor Augen und ich beschloß, Erkundigungen einzuziehen über die Familie meiner Mutter.

Das war nicht leicht. Ich wußte nicht, wo sie sich zur Zeit aufhielt, und als einziger Anhaltspunkt diente mir der Poststempel des letzten Briefes, den ich von ihr empfangen. Aber darüber waren schon zehn Jahre vergangen; was konnte inzwischen alles geschehen sein!

Ich will Dich nicht mit Aufzählung der Maßregeln ermüden, die ich zur Erreichung meines Zweckes traf; genug, weder Mühe noch Kosten wurden gescheut, aber nach Jahren erst gelang es mir, Näheres zu erfahren. Die Nachrichten waren von der betäubendsten Art. Mein guter Wille kam zu spät. Die Mutter war vor langer Zeit schon in Glend und Armut gestorben, nachdem ihr zweiter Mann ihr Vermögen verschleudert und dann selbst seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Von den zwei Kindern, die sie hinterlassen, starb das älteste, die Tochter Angelika, wenige Jahre später, und der Sohn lebt jetzt noch als Künstler in Dresden, allgemein geachtet und geehrt, aber in dürftigen Verhältnissen.

Dies alles diente mir zum schweren Vorwurf, ich bereute bitter, meine arme Mutter ihrer trostlosen Lage nicht entrissen zu haben, und wollte wenigstens an ihrem Sohne wieder gut machen, was ich an ihr gesündigt hatte.

Geru hätte ich meinen Stiefbruder aufgesucht und ihm neben meiner Liebe auch die Mittel geboten, sein Leben sorglos frei zu gestalten, aber ich fürchtete von ihm, der doch nur bittere und feindliche Gefühle gegen mich hegen konnte, stolz zurückgewiesen zu werden, oder alle Einzelheiten über das Glend meiner armen Mutter zu hören, wozu ich mich nicht stark genug fühlte.

So verfiel ich naturgemäß auf den Gedanken, ihn zu meinem Erben einzusetzen. Was ihm auf diesem Wege zufällt, kann er nicht zurückweisen, und der Tod wird seinen dunklen Schleier auch über die Irthümer meines Lebens werfen und ihn milder denken lassen über den armen einsamen Mann.

Dir vermache ich nur das, was Dir eine Erinnerung sein kann an die mit mir verlebten Jahre, an unser gemeinsames Schaffen. Dein eigenes Vermögen sichert Dir vollkommene Unabhängigkeit, mein Name und der Titel einer Frau werden Dir eine selbständige Stellung geben, Dein eigener reiner Sinn Dich vor Unheil bewahren.

Ich weiß Dich geborgen und hoffe, Du wirst mir auch nicht zürnen, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß Du und mein Erbe und Stiefbruder, im Andenken an mich, kurze Zeit gemeinsam und friedlich unter meinem Dache weilen möget, ehe Ihr hinauszieht in die Welt, als sichtbares Zeichen, daß es mir gelungen ist, gut zu machen was ich gefehlt, als harmonischer Nachklang meines Lebens, das so arm war an der Liebe anderer.“

(Fortsetzung folgt.)



Gemalt von Karl Mücke.

Am Strande.

Die Wogen friedlich rauschen,
Und sonnig glänzt der Strand,
Laß plaudern uns und latschen,
Laß ruhn die fleiß'ge Hand!
Kein Wölkchen wagt zu trüben
Das blaue Himmelszelt:
Es strahlt wie unser Lieben
So klar und hell die Welt!

Ob ich auf fernem Wegen
Dir hold und treu verblieb?
Mein Herz schlug dir entgegen
Im fernsten Land, mein Lied!
Ich bin ins Netz gegangen,
Du holde Fischermaid!
Das Herz, das du gefangen,
Bleibt dein in Ewigkeit!

Bald lenket dein Getreuer
Den schwanken Lebenskahn,
Mit Ruder und mit Steuer,
Mit starkem Arm die Bahn!
Wagt zu dann, laßt ge Winde,
Daß ihr die Segel schwellt,
Daß meinem wilden Kinde
Die frohe Fahrt gefällt!

Laß nur die Alten zagen
Mit sorgenvollem Blick,
Der Jugend ziemt das Wagnen,
Der Jugend lacht das Glück!
Und ist der Strand verschwunden
Und droht uns Sturmesnoth —
Wir fahren treu verbunden
Durch Leben und durch Tod!

August Sturm.

Die Rheinische Provinzial-Blindenanstalt zu Düren.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

Auf der Hälfte der Strecke zwischen dem „großen, dem heiligen Köln“ und dem alten Aachen liegt das Städtchen Düren. Nach Süden zu bildet eine waldige Hügelreihe einen materiellen Hintergrund für das saubere Städtchen, auf der Nordseite ist der Horizont unbegrenzt, und nur Rüben-, Kartoffel- und Getreidefelder wechseln weithin übersehbar miteinander ab. Hier auf einer ganz mäßigen Anhöhe, vom freisten, frischesten Luftzug getroffen, erhebt sich ein ausgedehnter Gebäudecomplex.

Die weißleuchtenden Mauern der am meisten rückwärts liegenden Häuser sind bestimmt, schon in nächster Zeit das sichere wohleingerichtete Asyl für jene Unglücklichen zu werden, denen ein trauriges Geschick ihren gesunden Sinn raubte, deren Geist für immer unnachtet ist — das im Vordergrund befindliche Gebäude, aus rothen Backsteinen aufgeführt, birgt in seinen lustigen Räumen die Armen, die geistig zwar gesund, dennoch verurteilt sind, in ewiger Nacht zu wandeln: es ist dies die große „Rheinische Provinzial-Blindenanstalt“ oder „Elisabeth-Stiftung“, wie sie nach der verstorbenen Königin Elisabeth heißt.

Im Jahre 1845 bei Gelegenheit einer Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV in der Rheinprovinz gegründet, befand sich das Institut zuerst innerhalb der Stadt Düren, augenblicklich jedoch wohnen in diesem Mutterhause nur noch alte und gänzlich verarmte Blinde; die eigentliche Lehranstalt ist in das vorher erwähnte neue Gebäude verlegt worden und nimmt als eine Stätte des Heils und des Segens für so viele Unglückliche unter den humanen Institutionen der Neuzeit eine hervorragende Stelle ein.

Nach den Statuten finden Kinder beiderlei Geschlechts vom neunten Jahre an Aufnahme. Dieselben werden theils als Pensionäre, theils als Freischüler, wenn vollkommene Mittellosigkeit nachgewiesen werden kann, bis zum achtzehnten Lebensjahre darin behalten. Wenigstens einmal im Jahre wird ein berühmter Augenarzt zu Rathe gezogen, der die Augen der jungen Pfleglinge zu untersuchen und mit Bewilligung der Angehörigen etwaige Operationen oder Kuren vorzunehmen hat.

Unter Führung des gegenwärtigen Direktors Herrn Meder beraten wir zuerst die Lehrsäle und Schulzimmer. In dem ersten derselben sesselt uns außer einer schönen Orgel ein sauber ausgeführtes, ungefähr dreißig Centimeter hohes Modell der Anstalt. An diesem Modell, sowie an einem zweiten aneinandernehmbaren lernen die blinden Anfümlinge sich zuerst in der neuen Heimat orientiren. Die innere Fläche der Hand und besonders die der Fingerspitzen müssen die verlorene oder nie befestigte Sehkraft ersetzen, sie sind das Mittel, um Form und Gestalt eines Gegenstandes dem Verständnis des Lernenden zuzuführen. Langsam tastend und befühelnd gleiten die Finger der Kleinen zuerst über das Holzgebäude, während der Lehrer jeden Vorsprung, jede Vertiefung erläutert und das Ganze möglichst sachtlich beschreibt. Mehr und mehr verfeinert sich das Gefühl in den Fingerspitzen, in denen die empfindlichsten Nervenfasern enden, und allmählich kennt der Jüngling Fenster- und Thürnischen, Treppen und Räume des Modells und ihre Lage genau, allmählich gewinnt er dann die Sicherheit, Korridore, Schlafsäle, Treppen, sowie die Anpflanzungen vor dem Hause innerhalb des hohen, das ganze Grundstück rings einschließenden Eisengitters allein zu betreten und sich darin zurecht zu finden.

Eine in großem Maßstabe gehaltene, mit plastisch hervortretenden Häusergruppen gearbeitete Wandkarte vermittelt den Blinden später eine Vorstellung von der Stadt, in der sie leben, und mit unglaublicher Sicherheit finden ihre schnell tastende Hände Kirchen, Plätze, Straßen und einzelne Häuser, wie sie der Lehrer eben nennt.

Auch für den geographischen Unterricht werden Globen und Karten benutzt, auf denen die Gebirgszüge mehr oder minder hervortreten, während Meere, Seen, Ströme und Flüsse in gleicher Weise sich als vertiefte Beden und Rinnen darstellen. Eingetriebene Nägel von verschiedener Form und Beschaffenheit der Köpfe bezeichnen Städte, Festungen und Marktflecken. Ein mit ein paar Knaben in der Eile abgehaltenes Examen zeigte,

wie zweckmäßig die Einrichtung ist, und wie gut die gelehrigen Kleinen Bescheid wußten. Arme Kinder, die so verständig von Wäldern und Höhen, von Klüssen und Dörfern sprachen — und doch wird sich voraussichtlich nie der majestätische Spiegel des Meeres vor ihren Blinden ausbreiten, nie das klar sprudelnde Wasser der kleinsten Quelle ihr Auge erquickend, nie das wechselnde Gewand der Wälder sie erfreuen!

In einem anderen lustigen Schulzimmer üben sich die Jünglinge im Schreiben. Hierbei, wo nicht allein Aufmerksamkeit und gutes Gedächtniß des Lernenden erforderlich, sondern die Fähigkeit zu sehen fast unentbehrlich erscheint, erheischt der Unterricht doppelt große Sorgfalt, doppelt große Aufmerksamkeit und Geduld von Seiten des Lehrenden wie der Schüler. Schmale Messinglinien, die gitterartig durchbrochen sind, bieten, auf das Papier gelegt, den Blinden die Möglichkeit, die grade Richtung beim Schreiben festhalten zu können. In jede der dicht neben einander liegenden Oeffnungen des Gitters kommt ein Buchstabe. Und die Gestalt dieser Schriftzeichen — es werden zur Blindenschrift nur die großen lateinischen Lettern, deren edige Form leicht durch das Gefühl unterrichtet werden kann, benutzt — dem Tactsinne zugänglich zu machen, erscheinen sie in den Lehr- und Lesebüchern stark erhaben. So prägen sich die verschiedenen Formen allmählich dem Gedächtniß ein; mit Hilfe des Gitters lernen dann die kleinen Hände sie mit dem Bleistift nachahmen. Ein sehr sinnreicher Apparat ermöglicht aber auch den Blinden unter einander schriftliche Mittheilungen. Besondere Kästen in den Schulzimmern enthalten nach dem Alphabet geordnete Typen, ähnlich den in jeder Druckerei gebräuchlichen. Die Form des Buchstabens jedoch bilden hier dicht neben einander stehende haarfeine Metallspitzen, die denselben auf dem Papier wie von neben einander liegenden Nadelfischen gebildet erscheinen lassen. Der aufwärts geträumte scharfe Rand der einzelnen Stiche macht die dadurch hervorgebrachten Linien selbst für ein ungebildetes Gefühl in den Fingerspitzen einigermassen kennbar. Die Höhe jedes Buchstabens betrug ungefähr einen Centimeter. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schrieb uns eine der Schülerinnen mit Bleistift sowie in der lesterwähnten, dem Auge des Sehenden, wie der Hand des Blinden gleich erkennbaren Schrift die von uns aufgegebenen Sprüche nieder. Ein kindlich frohes Lächeln erhellte ihr schmales Gesichtchen bei den staunenden Worten, die ihrer Geschicklichkeit galten.

Die Vorleserin für uns macht ein hochaufgeschossenes blühendes Mädchen. Die blauen lichtlosen Augen hatte es groß aufgeschlagen und gerabeaus gerichtet, rasch glitten die kleinen Fingerspitzen über die farblosen Blätter mit ihren Erhabenheiten, und nur wenig langsamer als man gewöhnlich zu lesen pflegt, fielen die Worte von den Lippen:

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein,
Und muß am Vorgebirg zerbrechen . . .“

Arme Kleine, wird immer eine sorgende Hand bereit sein, dein Lebensschifflein zu steuern, wenn du das Haus, das dir jetzt eine freundliche Heimat ist, verlassen mußt?

Der Direktor bestätigte mir, daß es oft unendlich schwer falle, für die familienlosen weiblichen Blinden eine angemessene Stellung zu finden. „Geringere Mühe kostet es,“ jagte er, „keits einem abgehenden Knaben sein Fortkommen einigermassen zu sichern. Seiler, Korb- und Stuhlflechter aus der Stadt und Umgegend nehmen unsere Jünglinge als stille, fleißige und ordentliche Leute nicht ungern. Ja, hier und da hat wohl einer das Glück, sich eine eigene Häuslichkeit gründen zu können und in einer selbstlos liebenden Frau eine treue Stütze zu finden — den Mädchen aber wird es nie so gut! Und doch findet sich auch für unsere weiblichen Pfleglinge, wenn auch meist erst nach mühevoller Forcht ein Dacheim und ein Feld der Thätigkeit. Sehen Sie die kleine Blondine dort? In einigen Wochen scheidet sie in die Familie eines Stuhlflechters über, um dem Manne bei seinem Erwerb zu helfen und in den Mißständen

Handarbeiten anzufertigen, die zahlreichen Kinder z. B. mit Strümpfen zu versorgen."

"Kommen Sie nur, ich zeige Ihnen einmal die Handarbeiten, die hier angefertigt werden," fuhr Herr Meder fort, und öffnete, uns in ein geräumiges Zimmer vordringend, einen großen Glasschrank. Welch eine Fülle nützlicher und zierlicher Gegenstände! Da stehen neben hohen Packeten feingestrichter weißer Baumwollfäden ganze Reihen zierlicher bunter Wollschuhe, wie sie kleine Füßchen beschützen, die auf ebener Stuebendiele die ersten unsicheren Schritte wagen. Die armen Blinden, die so kunstgerecht die warmen Umhüllungen fertigten, die bunteränderten Strümpfen, die reichgemusterten zierlichen Wollröckchen, die hier hochaufgestapelt liegen, sie werden schwerlich ein eigenes geliebtes Kindchen bei seinen ersten Gehversuchen stützen, des Weibes größtes Glück bleibt ihnen verjaagt und kein fröhlich dankbarer Blick aus geliebtem Auge darf je in ihr Herz leuchten — und doch wird auch ihnen die Arbeit zur Freude und zum guten Segen sein! Die Gedanken, die sich auf die pünktlich inne zu haltende Maschenzahl richten müssen, können nicht wehmüthige oder anklagende, bittere Gefühle Macht gewinnen lassen, und manche Stunde wird ihnen auch später durch die nützliche Regsamkeit der Hände raicher und freundiger verfließen.

Auch in der Korbflechterei und in der Seilerwerkstatt sind Gegenstände zum Verkauf ausgestellt. In den Partiererräumen, in denen sich erstere befindet, stehen hoch übereinander geschichtet Körbe von allen Größen, vom grobgeflochlenen Garten-, Markt- und Gemüsetorb bis zu dem zierlichen Behältniß aus Weidenruthen, bestimmt, nur seine Stidereien aufzubewahren und von zarten Damenhänden getragen zu werden. An den Wänden hängen eine Menge Ausstopfer aus Mohrröhren und Binnetmatten in verschiedenen Größen. Letztere, sowie lange Reihen aus Tuchresten geflochlenen bunter Schuhe befanden den Fleiß und die Anstellung der jüngsten Kinder, die mit diesen Anfängen ihren Vekturium im Flechten beginnen und ebenfalls früh gewöhnt werden, ihre Zeit nicht nutzlos zu vergeuden.

Während wir durch die Gartenanlagen dem Hause wieder zuschritten, empfingen uns die Töne eines Klaviers. Es war eines der Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte, das sicher, nur etwas langsam im Tempo gespielt, aus einem der weit geöffneten Fenster in die erquickende Sommerluft herausklang. Der Direktor winkte uns, ihm in den Musiksaal zu folgen. An einem der beiden Flügel, die nebst einem Piano und etlichen Bänken die Ausstattung des Raumes bildeten, während die Gypsbüsten unserer großen Meister Beethoven und Mozart, von den Wänden herablickend, ihn schmückten, saß der Spielende, ein ältlicher Mann, wie ich zuerst zu bemerken glaubte; ein Mädchen, dessen Züge ebenfalls einer älteren Frau anzugehören schienen, folgte aufmerksam der Musik. Man konnte der ganzen kleinen Gestalt ansehen, wie innerlich bewegt sie war, wie Schmerz und Ungeduld sie die Rippen aufeinanderpressen ließen, wenn der Spielende hier und da etwas mehr zögerte, als müsse er nach Tönen und Tassen suchen.

"Nun sing uns ein Liedchen, Anna, und Du, Fris, begleite Deine Schwester," tönte die freundliche Stimme Herrn Meders, und rasch und sicher tritt das Mädchen an den Flügel. Es sind Geschwister, die beiden, mit den sich gleichenden ergebungsvoll ernstlichen Mienen, beide haben das achtzehnte Jahr noch nicht überschritten, beide sind unrettbar blind! Ach, und zu unserem Schrecken hörten wir, daß noch zwei jüngere Geschwister sich in der Anstalt befinden — vier blinde Kinder — unglückliche Eltern! Alle sind sehend geboren, aller Sehkrast erlischt unheilbar in wenigen Jahren. Welch eine Fülle von Jammer im Schoße einer einzigen Familie, deren Mitglieder noch dazu gezwungen sind, sich ihr tägliches Brot selbst zu verdienen! Hier zeigt sich recht die segensvolle Wirksamkeit der Anstalt; der älteste Bruder wie die Schwester haben bereits Verdienst und Unterkommen gefunden, und wie für so viele Leidende wird die Musik auch für sie, die beide Talent haben, eine rechte Trösterin und erheitende Freundin sein. Mit heller angenehmer Stimme singt die Schwester, während der blinde Bruder begleitet, Schubert's wundervolles Frühlings-

lied: „Nun, armes Herze, sei nicht bang, nun muß sich alles, alles wenden.“

Augenscheinlich sang das junge Mädchen sehr gern, später trug es uns noch ein kleines Duett mit einem hochaufgeschossenen Kinde zusammen vor, das vom einfallenden Sonnenchein wie von goldigen Schleieren umweht uns gegenüberstand. Man konnte sich nichts Lieblicheres denken, als dies runde, rosig angehauchte Kindesantlitz, dies Köpfschen, von reichen schwarzen Flechten umrahmt, die zierliche Gestalt, die von langen Wimpern geschützten dunklen Augen, die sich so sanft und klar anschauten, und die ihrer Besitzerin doch nur eben noch gestatten, zu unterscheiden, ob der Tag angebrochen ist oder tiefe Nacht die Erde bedeckt — weiter nichts.

Der Begleiter am Flügel spielte dann noch sehr brav die C-moll-Sonate, und den Schluß des kleinen Konzerts bildete ein von einem intelligent aussehenden Knaben rein und sicher vortragenes Geigenolo.

"Wir haben ein vollständiges Orchester," bemerkte Herr Meder, „aus den Böglingen unserer Anstalt gebildet. Sie glauben nicht," fügte er hinzu, „wie viel Freude den Kindern das Musizieren macht, wie scharf und fein ihr Gehör ist, wie treu ihr Gedächtniß. Mehrere behalten, wenn sie die technischen Schwierigkeiten überwunden haben, Pläcen für das Instrument, das sie spielen, schon nach zwei, dreimaligem Anhören. Fast alle können eine Menge Lieder und singen sie, wo ihre Beschäftigung es nur gestattet. Befähigte werden zu Musiklehrern herangebildet, viele verdienen sich durch Klavierstimmen Geld. Mander Gemeinde hier in der Provinz wird der Gesang in ihrer Kirche von einem blinden Organisten begleitet, der unserer Anstalt seine Bildung verdankt.“

Das Programm der letzten öffentlichen halbjährigen Prüfung, das uns vorgelegt wurde, enthielt sorgsam ausgewählte, oft schwierige Stücke unserer Meister für die verschiedensten Instrumente. Wie wir später hörten, wurde alles fehlerfrei und gut vortragen. Einzelne Nummern waren von einem ehemaligen Schüler der Anstalt komponirt.

Noch einen raschen Ueberblick hielten wir in den lustigen Schlafsälen, dem Badezimmer und der Küche. Alles war zweckentsprechend eingerichtet und einfach, aber sauber und ausreichend ausgestattet.

Ein wenig dürrig erschien uns die in einem Glasschrank ausgesetzte Sammlung ausgestopfter Thiere für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Grade hier, wo das Lehren nicht durch bildliche, sondern nur durch plastische Darstellungen wirksam unterstützt werden kann, wäre es anerkanntenswerth, wenn die kleine Sammlung der Anstalt, deren Mittel nicht unbeschränkt sind, aus Privatmitteln vergrößert würde.

Reges Leben herrschte auf dem Turnplatz neben dem Hauptgebäude, wir waren Zeuge mancher kühnen und wohl gelungenen Uebung — ein kleiner Mißerfolg rief heiteres Gelächter auf den gerötheten Gesichtern hervor.

"Sie sind meist alle heiteren Sinnes," versicherte der Direktor. — „Wie auf gut angebautem Felde kein Unkraut wuchern darf, so hindert auch hier sorgsame Pflege, daß in den Gemüthern böser Same Wurzel fassen kann. Einfache geregelte Lebensweise, nuzenbringende Thätigkeit machen den Kindern die Erholungstunden doppelt lieb und erhalten sie geistig und körperlich gesund. Dazu die frische freie Luft, die hier weht, wir haben im Laufe des Jahres nur einen Krankheitsfall: Gesichtskrause gehabt.“

Er hatte uns mittlerweile bis an das, in die Straßmündende Hauptportal geführt; bewegt und dankend schieden wir von ihm und von der Stätte des Heils, wo alles geschieht, um unglücklichen Menschenkindern die Schwere ihres Geschicks, das Entbehren eines der höchsten Güter, ihre Hilfslosigkeit und Abhängigkeit weniger fühlbar und verhängnißvoll zu machen, sie durch den Segen der Arbeit, wie durch echte Frömmigkeit, ruhige Ergebung in Gottes Willen und die Wahrheit des Spruches begreifen zu lehren: „Ich bin das Licht der Welt!“ Und wer an ihn glaubet, wird nicht wandeln in Finsterniß.

Mice Kurs.

Der Generationswechsel in der thierischen Welt.

Von Dr. Paul Friederich.

Wer von den Lesern des Daheim einmal die Küste der Nord- oder Ostsee besucht hat, kennt sicherlich durch eigene Wahrnehmung die eigenthümlichen Meeresthiergehöpfe, die man Quallen oder Medusen nennt. Wer nicht so glücklich gewesen ist, diese Thiere an Ort und Stelle, sei es lebend oder todt gesehen zu haben, findet in jedem illustrierten Buche zoologischen Inhalts die Abbildung derselben, und ich möchte ihn bitten, sich zum Eingang dieser gemeinsam anzustellenden Unterhaltung über dieselben, wenn irgend möglich eine Vorstellung über das Aeußere solcher einer Qualle zu verschaffen. Wir haben da ein Thier vor uns, dessen Körper fast einer großen Glocke gleicht, von deren flacher Unterseite zahlreiche Fäden herabhängen. Um von den sehr zahlreichen Arten, die wir in dieser Thierklasse vorfinden, gleich eine herauszunehmen, so wollen wir die sogenannte „Ohrenqualle“ (*Aurelia aurita*) einmal einer näheren Betrachtung unterziehen. Was finden wir? Eine weißliche gallertartige Masse in Form einer etwas plattgedrückten Glocke bildet den eigentlichen Körper dieser Geschöpfe, vom Rande derselben hängen zahlreiche kürzere Fäden herab, und um die Mitte der Unterseite stehen vier längere und stärker entwickelte Fäden. Letztere, die wie die Randfäden gleichfalls von gallertartiger Struktur erscheinen, sind die eigentlichen Fangorgane, mit Hilfe derer sich das Thier seine Nahrung, die in kleinen weichen Thierchen besteht, zu verschaffen weiß. Im Innern des Körpers bemerken wir ferner vier halbmondförmige, gelb gefärbte Gebilde, die zu den inneren Organen der Quallen gehören, und von deren Form das von uns gewählte Thier den Namen „Ohrenqualle“ erhalten hat. Der ganze Körper hat in hohem Maße die Fähigkeit, seine Gestalt nach Belieben zu verändern. Durch diese Fähigkeit sowie auch mit Hilfe der eben erwähnten Randfäden können sich die Quallen ungemein schnell und leicht von einem Orte zum anderen bewegen. Nur gegen heftigen Wind und Wellenschlag sind sie machtlos, daher kommt es, daß man, wenn einmal ein harter Seewind geblasen hat, die Thiere zu tausenden am Strande liegend vorfindet, wo sie übrigens bald absterben, indem sich das Ganze in eine zitternde schleimige Masse auflöst und unter den Strahlen der Sonne zu einem ganz kleinen Klümpchen zusammenzieht.

Langsam hat man nicht gewußt, wie sich diese Medusen fortpflanzen; man nahm zumeist an, daß aus den von ihnen gelegten Eiern unmittelbar wiederum ähnliche Thiere entstünden, die dann in weiterem Wachsthum schließlich ganz in Gestalt und Form ihren Vorgängern gleich würden. Und doch verhält sich die Sache ganz anders!

Einem schwedischen Pflarrer, Sars war sein Name, gehörte die Ehre, der erste gewesen zu sein, der die Entstehungsweise der Ohrenquallen näher untersucht hat, ihm sind dann viele Forscher gefolgt, und alle sind bei ihren Beobachtungen zu einem Resultat gelangt, das des Wunderbaren vieles in sich birgt. Allerdings legen die Quallen, wenn sie das gehörige Alter erreicht haben, Eier, und zwar in sehr großer Menge. Aber aus den Eiern entstehen zunächst Geschöpfe, die nach allem anderen aussehend, wie nach Quallen. Es sind nämlich kleine fast kugelige Wesen, die den Eiern entschlüpfen, und die flaren farblosen Schleimtröpfchen täuschend ähnlich sehen. Unter dem Vergrößerungsglase bemerkt man, daß das ganze kleine Geschöpfchen allüberall mit feinsten Härchen bedeckt ist, die in fortgesetzter stimmerender Bewegung sich befinden. Mitten in dieser Hülle nun schwimmt das Thierchen umher, bis es einen Ort gefunden hat, der ihm zu längerem Verweilen und häuslicher Niederlassung dienlich erscheint, also etwa einen Stein oder einen in den Meeresboden eingerammten Pfahl. Nicht gar lange, nachdem es sich also festgesetzt hat, geht eine große Veränderung mit dem ganzen kleinen Organismus vor sich. Er wächst in die Länge und zwar nicht unbedeutend, zugleich treten an der Seite, die der Anhaftungsstelle gerade entgegengesetzt ist, eine Menge feiner Fäden aus, ähnlich denen, die am Rande des ausgebildeten Medusenkörpers sitzen, nur viel zarter und dünner. Zu gleicher Zeit ungefähr aber zeigen sich an dem Leibe des Thierchens deutliche Querlinien, die in gleichen Abständen von einander entfernt sind. Die oberste dieser Linien vertieft sich mehr und mehr, endlich schnürt sich auf diese Weise die äußerste Scheibe ab und davon schwimmt — eine ganz kleine, äußerst zierlich gebildete Qualle, die nur zu wachsen nöthig hat, um ihren Eltern völlig ähnlich zu werden. Damit hat es aber noch keineswegs ein Ende. Schon während die oberste Querlinie sich mehr und mehr vertieft, hat die ihr folgende begonnen, dasselbe zu thun, es treten auch an ihr kleine Auswüchse hervor, die ganz den zarten Fäden, wie sie die oberste Scheibe trägt, gleichen, und bald nachdem die erste Qualle ihre Reise in die weite Welt angetreten hat, schnürt sich wiederum eine neue ab, folgt der ersten nach, und so geht das noch viele Male hintereinander fort, so daß also zuletzt das ganze ursprünglich kugelige Thierchen sich in eine Reihe einzelner Individuen von wesentlich verschiedener, ja ganz unähnlicher Form getheilt hat. Haben die so entstandenen einzelnen Quallen das Stadium völliger Entwicklung erreicht, was bei dem raschen Wachsthum derselben nicht eben lange dauert, so legen sie wiederum ihre Eier ab und das ganze Spiel beginnt von neuem.

Wir haben es hier also mit einem äußerst wunderbaren Vorgang zu thun. Aus den Eiern eines in Form, Gestalt und Lebensweise genau charakterisirten Thieres entsteht ein anderes, von ersterem in aller und jeder Hinsicht vollkommen verschiedenes Individuum. Dieses wiederum ist nicht fähig, frei im Meere umherzuwandeln, es bedarf zu

seiner Weiterbildung eines festen sicheren Ortes, an dem es sich anheften kann, und erst dadurch, daß es sich einer durchgreifenden Umgestaltung seines ganzen Organismus unterzieht, bilden sich die eigentlichen Quallen aus und zwar, und dieses ist in jeder Hinsicht eine Erstaunen erregende Thatsache, ist dieses kleine Geschöpfchen der Ursprung einer ganzen Anzahl einzelner neuer Individuen.

Diese ganze Erscheinung nun, bei der also durch Theilung eines durch ein Erzeugtes Thieres eine Reihe anderer auftreten, die mit dem aus dem Ei entwickelten auch nicht im Geringsten ähnlich sich verhalten, nennt man „Generationswechsel“. Als diese eigenthümliche Thatsache einmal bei den Ohrenquallen entdeckt und festgestellt war, hat man sich natürlicherweise weiter im großen Reiche der Natur umgesehen, um ähnliches zu finden. Diese Umschau ist von großem Erfolge gekrönt worden. Bei den Quallen und den ihnen verwandten Thieren nicht allein findet das Gesetz des Generationswechsels seinen Platz, auch aus der großen Klasse der Würmer sind Beispiele genug vorhanden, die derselben Regel sich unterwerfen lassen. So finden wir bei einer Thierart, die den Quallen nahe verwandt ist, eine Erscheinung, die für das Auge fast noch auffallender ist wie die, welche bei der Beobachtung der Entwicklung unserer Ohrenqualle sich darbietet. Wir meinen das, wegen seiner Ähnlichkeit mit einem kleinen Bäumchen, *Eubendrium*, zu deutsch „Schönbaum“ genannte, ebenfalls im Meere lebende Gebilde. Das Ganze sieht aus wie etwa ein Theil der bekannten weißen Korallenriffe, nur daß es nicht wie diese ein hartes aus Kalk gebautes Haus ist, welches unzähligen kleinen polypenartigen Thierchen zur Wohnung dient, vielmehr ist es von weicher und nachgiebiger Konsistenz. Dieses Bäumchen nun treibt an einzelnen seiner kleinen Zweige Knospen, die Knospen vergrößern sich mehr und mehr, es sproßen Fäden aus denselben hervor, schließlich fällt die Knospe ab und sieht nun in ihrem Aeußeren einer Qualle sehr ähnlich, schwimmt ebenso wie die Quallen von ihrem Mutterstamm fort, wächst und nährt sich, kurz es ist fast mit den eigentlichen Medusen zu verwechseln. Aus den Eiern der ursprünglichen Knospe aber entsteht wiederum zuerst ein kleines baumartiges Gebilde, das sich irgendwo festsetzt, und bald eine Anzahl Knospen treibt, aus denen wieder quallenähnliche Geschöpfe hervorgehen. So geht es in beständigem Kreislaufe weiter.

Haben wir nun so bei den Bewohnern des Meeres an zwei Beispielen kennen gelernt, worin eigentlich der Generationswechsel besteht, so wollen wir nun auch noch, da aller guten Dinge eine bestimmte Anzahl zu Folge drei sind, auch an einem Vertreter der großen Gattung „Wurm“ untersuchen, in wie weit an demselben das so wichtige Gesetz sich bewahrt.

Einer der größten Menschen- und zugleich Lichtfeinde ist es, der uns dieses Mal her halten soll, ein Wurm, gerade so schlecht wie sein Ruf, und wenn er Glück im Leben hat, zu ganz erstaunlicher Lebenslänge heranwachsend zum großen Schaden der Ungläublichen, in dessen Körper er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat — der gemeine oder auch langgliedrige Bandwurm (*Taenia Solium*). Er ist durch Wort und Bild so bekannt, daß man mir eine nähere Personalbeschreibung dieses Lebelthäters wohl schenken wird, wie er aber zu dem wird, was er wirklich werden kann, und daß auch er mit seinem bösen Lebenswandel ein Beispiel für das Gesetz vom Wechsel der Generation abgibt, dürfte nicht so viele wissen. Also — jeder Metzger und jede Köchin weiß, was sinniges Schweinefleisch ist. Man versteht darunter eben Fleisch, welches in seinem rothen Gewebe mehr oder weniger größere oder kleinere weißliche runde Gebilde enthält, die sogenannten Finnen. Nimmt man eine dergleichen behutsam aus dem Fleische heraus und bringt sie unter das Mikroskop, so sieht man eine Blase vor sich, in welche eingekühlt ein runder Kopf sitzt, der mit sechs spitzen Häkchen bewaffnet ist. Ist das Ganze unerleuchtet und bringt man es in eine passende Flüssigkeit, so sieht man, wie nach einiger Zeit der Kopf aus der Blase hervorgetreten wird und dann wieder in dieselbe zurückkehrt. Dieser Kopf mit seinen Häken ist es nun, der sich, wenn jemand unvorsichtiger Weise sinniges Fleisch in rohem oder nicht genügend gekochtem Zustande verzehrt hat, an der Darmwand des betreffenden Menschen anheftet und sich nun zu weiteren Lebelthaten ansetzt. Es bildet sich nämlich, während die ursprünglich vorhandene Blase schwindet, an dem Kopfe ein neues Glied an, diesem ersten folgen bald mehr und immer mehr, so daß schließlich das ganze Thier über zwanzig Fuß lang werden kann. Die hintersten, also am weitesten vom Kopfende entfernten Glieder, die länger als breit sind, und sich dadurch von den überdies bedeutend kleineren quadratisch gestalteten vorderen unterscheiden, enthalten Eier und zwar eine ganze Masse. Das letzte Glied wird nun, sobald es völlig ausgebildet ist, abgelöst, dann successive die folgenden, während vom Kopfe her für Nachschub neuer Glieder gesorgt wird. Die abgelösten Glieder werden aus dem menschlichen Körper ausgehoben, und es behalten die in denselben enthaltenen Eier ihre Lebensfähigkeit immerhin noch einige Zeit lang bei. Kommt nun solch ein mit Eiern vollgepacktes Bandwurmglied in den Magen eines Schweines, so löst sich dasselbe darin auf, aus den Eiern aber kriechen bald ganz kleine Finnen hervor, die die Wand des Darms durchbohren und sich in den Muskel, also dem eigentlichen Fleische des Schweines einnisten. Weiter aber wie bis zu einer gewissen Größe können es die Finnen nicht bringen. Sie müssen, um Bandwürmer zu werden, erst wieder in den Magen eines Menschen gelangen.

Zur Geschichte des Bartes.

(Mit 15 Illustr. auf S. 752 u. 753.)

Nachdruck verboten.
Bd. v. 11./VI. 70.

Man kann unserer Zeit vieles vorwerfen, sie hat aber immerhin auch Vorzüge, welche ihr hoch angerechnet werden müssen. Einer der größten ist, unserer Auffassung nach, in der Rückkehr zur Natur zu erblicken. Unnatürliche, sogenannte „affektirte“ Menschen sind heute zu Tage sehr selten. Wir geben uns in der Gegenwart einfacher und natürlicher, als man es wahrscheinlich in irgend einer anderen Kulturperiode that.

Man wird fragend auf die modernen Frauentrachten hinweisen. Gewiß, in dieser Beziehung hat noch viel zu geschehen, aber da wir Männer uns von der Mode so ziemlich emanzipirt haben, so kann man hoffen, daß auch die Frauen allmählich unserem Beispiel folgen werden. Unsere männliche Tracht ist ja nicht schön, aber sie ist schlicht und einfach. Dasselbe gilt von unserem Haupt- und Barthaar. Auch hier sind wir vielfach zur Natur zurückgekehrt. Wie männlich sieht unser Kronprinz im Schmuck seines Vollbartes aus!

Eine kurze Geschichte des Bartes wird uns zeigen, welche Wandlungen der Bart im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat.

Die Aegyptier waren nicht ohne den Bart. Ihre älteste Tracht war die des Strähnengeflechts, wie es die heutigen Fellahs tragen. Bald rasirte man aus Rücksichten der Keulichkeit Haar und Bart (1 Mos. 41, 14) und zwar allgemein seit Vertreibung der Hyksos durch Thutmosis III. Aber das Bedürfnis nach Schmuck erforderte oder nahm von Asien auf die Perrücke, welche von beiden Geschlechtern oft doppelt getragen wurde. Eben so wurde der Bart, und zwar nur als steifer Kinnbart, wieder künstlich ersetzt, bei den Pharaonen am Ende oft schneckenförmig gewunden. Später scheint er dann bei den Königen mehr zur Festtracht gehört zu haben, wie sie ihn denn wohl auf Monumenten, aber auf Schlachten- und anderen Bildern nicht (Nr. 1) tragen.

Den Israeliten verbot das Gesetz die ägyptische Tracht. An dem weiblichen Haar wurde besonders Leppigkeit und Schwärze geschätzt. Abschneiden von Haar und Bart galt als Zeichen der Trauer oder der Beschimpfung. Bekannt ist die völkerrechtswidrige Behandlung der Gefandten Davids durch Hanan, König der Ammoniter, in deren Folge einige abgeschnittene Bärte nicht bloß diesen, sondern auch den Syrern ihre Unabhängigkeit kosteten. Besonders bei feierlichen Gelegenheiten und als Ehrenbezeugung wurde Haar und Bart gesalbt. Als letztere galt es auch, den Bart zu küssen.

Eine ganz besondere Sorgfalt verwandten die Assyrer und Babylonier nach den Bildwerken von Nimrud, Chorsabad und Ninivischid auf Haar und Bart. Ersteres wurde mitteln geschneitelt, hinter die Ohren geklämmt und am Ende in kleine Ködchen geknäuel. Der lange volle Bart wurde um Lippen und Wangen ebenfalls zierlich geknäuel, dann ein Stück weit senkrecht geflochten und waagrecht geknäuel, hierauf wieder geflochten u. s. f. So treffen wir oft drei bis fünf Etagen nacheinander (Nr. 2). Krieger und Arbeiter trugen den Bart natürlich.

Homar redet zwar nur von „hauptumlockten Achaiern“, allein nicht bloß bei Priamos lesen wir von „der Gräue des Hauptes und der Gräue des Bartes“, sondern auch von Odysseus heißt es: „Und sein Kinn umsprangte der finstern Loden Gefräusel.“ Ja auch von Telemach sagt die Schaffnerin Eurynome zu Penelope: „Ist doch bereits Dein Sohn ein Erwachsener, welchen Du herzlich vor den Unsterblichen wünschst im Jünglingsbarte zu schauen.“ Das Erstlingshaar wurde von den Jünglingen einem Gott geweiht. Das älteste auf uns gekommene Werk griechischer Plastik, etwa um 550 v. Chr. entstanden, ein Metopenrelief von Selinunt, stellt Perseus und Herakles bartlos dar. Auf der berühmten Siebelgruppe zu Regina, so wie dem herrlichen Parthenonfries erscheinen die Krieger bartlos. Die Griechen haben auch in dieser Art der äußeren Erscheinung sich als das stilvollste Volk gezeigt. Die Kraft und Würde des Mannesalters erforderte ihnen den gewichtigen Vollbart (Nr. 3), die sich in Schönheit entwickelnde Jugend ein bartloses Angesicht.

XIV. Jahrgang. 47. b.

Der erste Mann, welcher bartlos erscheint, ist Aristoteles (384—322). Auch Alexander d. Gr. wie sein Vater Philippus huldigen der gleichen Sitte. Vor der Schlacht von Gaugamela und Arbela (331) soll Alexander seinen Soldaten befohlen haben, die Bärte abzunehmen, damit sie nicht dem Feind zur Handhabe dienen. Der Macedonier großer Gegner, Demosthenes, blieb aber väterlicher Sitte treu und mit ihm alle ersten Männer. Bald gehörte der Bart nur noch zur Auszeichnung der Philosophen, besonders der Stoiker, sowohl in Griechenland als Rom, so sehr, daß oft in diesem die ganze Weisheit des Trägers lag, woher das Sprichwort: „Der Bart macht den Philosophen nicht.“ (Nr. 4.)

Die Römer von geringerer Herkunft trugen Vollbart und längeres Haar, behielten auch diese Sitte bis zur Glanzzeit der Republik bei. Da, zur Zeit der größten Ausbreitung römischer Weltherrschaft, ward die Bartlosigkeit plötzlich zum Vorzug römischen Wesens erhoben, nur von unbärtigen Lippen konnte das stolze Wort: „Civis Romanus sum!“ (Ich bin ein römischer Bürger) ausgesprochen werden, und mit den siegreichen Kältern der Legionen und Fasces der Vittoren trugen die Römer auch die Rasirmesser der Tonoren hin in die Welt.

Erst unter Hadrian (117 n. Chr.) trat, ohne Zweifel durch asiatischen Einfluß, der Vollbart wieder auf und blieb einhundert Jahre lang bis zu dem grausamen Vollküstling M. Aurelius Caeobabalus, der, erst siebenzehn Jahre alt, in die goldstaubbestreuten Straßen mit allen Lasten des Baalsdienstes einzog. Ihm sproßte kaum ein Bart an der Wange, und so wurde derselbe wieder verbannt. Gleich der erste Barbarenkaiser, Caj. Jul. Ver. Maximinus Thrax (235—238), beehrte sich, seine athletische Gestalt durch Ablegen des Bartes zu romanisieren, obwohl der rohe Mann römische Bildung grimmig haßte. Sein Nachfolger Gordianus I jedoch nahm den Vollbart in bescheidener Weise wieder auf, und so blieb er, bald größer bald kleiner, mit wenigen Ausnahmen bis zu Constantin d. Gr.

Da sollte mit dem Aufstehen neuer römischer Herrlichkeit aus dem Dunkel des Bartes auch wieder das glatt rasirte Gesicht des Römers aufgehen. So leuchtete es bis Justinian (527—565). Es ist ein für unsere Anschauungsweise eigentümlicher Anblick, wenn wir z. B. auf einem Mosaik den Kaiser und seine Leibgarde bartlos, den Bischof und Geistliche dagegen im Bart sehen. Letztere tragen denselben regelmäßig bis ins siebente Jahrhundert (Nr. 5). Das Konzil in Trullo verbot 691 diese Sitte; allein sie ist trotzdem bis heute der griechischen Kirche geblieben.

Bekannt ist, daß nach Tacitus bei den Germanen der Verlust des Haares für schimpflich galt, nach Claudian ihnen langes Haar und Bart ein Zeichen des freien Mannes war. Von den Chatten erzählt Tacitus, daß sie Haar und Bart wachsen lassen und erst, wenn sie einen Feind erschlagen haben, das Angesicht von diesem angelobten Plande der Tapferkeit befreien. Wohl ist anzunehmen, daß die Sitte der „Barbaren“ sich mit römischer mischte, und je mehr das Römerthum und mit ihm das Christenthum vordrang, das Scheermesser über den nun auch „heidnischen“ Bart siegte. Doch überwand es ihn nicht gleich. Bis ins achte Jahrhundert kam es vor, fürstliche Kinder durch Abschneiden des Haars und Bartes als Kinder, Fürsten als Brüder geistlich zu adoptiren. Bis ins zwölfte Jahrhundert treffen wir vereinzelt die Sitte, in das Siegel von Urkunden drei Barthaare als Bekräftigung einzufügen. Eginhard sagt von den Merovingern, daß sie sich mit „fliegenden Haaren und langem Bart“ auf den Thron gesetzt hätten. Eine Statue am Dom zu Corbeil aus der Zeit Chlodwigs, welche nach alter Tradition ihn selbst vorstellen soll, zeigt den Vollbart. Karl der Große suchte bekanntlich volksthümliches Wesen mit römischer Bildung zu vereinigen. Er selbst trägt auf gleichzeitigen Siegelbildern römisch kurz geschnittenes Haar und kurzen Vollbart, eben so auf einem Mosaik im Lateran. Von ihm soll auch das Sprichwort herkommen: „Sich um des Kaisers Bart streiten.“ Da er auf einigen Siegeln

einen solchen getragen, auf anderen nicht, sei der Streit darüber entstanden, ob die betreffenden Urkunden unecht seien. Doch scheint diese Erklärung mehr eine gemachte.

Im großen Ganzen war das Mittelalter bartlos und zwar durch römischen Einfluß. Anfangs freilich behauptete die germanische Individualität ihr Recht, allein es war eben nur das niedere Volk, welches das Natürliche und Angestammte einem fremden unbewußt nicht zum Opfer brachte, und die höchsten Würdenträger, denen das Alte ehrwürdig und das Ungewöhnliche als Auszeichnung erschien. Eben so hielt das Alter meist den Bart für seiner Würde angemessen. Bei diesen Klassen der Gesellschaft trifft man im Mittelalter den Bart. Aber der eigentliche Ritter- resp. Bürgerstand, der „Gebildete“ im allgemeinen trug ihn mit vereinzelter Ausnahme nicht. Auch der „letzte Ritter“, Kaiser Maximilian I (1493—1519), hatte keinen Bart. Von Kaiser Otto I wird bei seiner Krönung 936 ausdrücklich berichtet, daß er gegen die Sitte seiner Zeit den Bart nicht schor (Nr. 6). Sein Sohn, Otto II, durch die Vermählung mit der griechischen Kaiserin Theophanu orientalischer Sitte näher gerückt, trug den Vollbart. Ebenso trug Heinrich II einen Bart (Nr. 7).

Die Bartlosigkeit der Zeit erklärt die Beinamen eines Friedrich Rothbart († 1190), Ludwig des Bärtigen von der Pfalz († 1436), Eberhards im Bart von Württemberg († 1496) u. a. Wie die Geistlichkeit sich oft bemühte, der „heidnischen“ Sitte des Barts entgegenzuwirken, erfahren wir von Heinrich I von England, bei dem es 1105 Serlon, Bischof von Stenz, durch eine energische Predigt bei der Messe am Pfingstfest dahin brachte, daß er sich mit seinem ganzen Gefolge den Bart abnehmen ließ. Eben so legte ihn Karl VII von Frankreich (1422—1461) auf Antrieb der Geistlichkeit ab (Nr. 8). Auch sonst werden ähnliche Bemühungen erzählt. Die Bartlosigkeit wurde unterstützt durch die Rüstung. Die Kettenhemden (Hertelze) legten sich hart an das Kinn an und gingen oft auch über den Kopf. Als etwa vom fünfzehnten Jahrhundert an der Visierhelm aufkam, war die Kinnkappe eher dem Vollbart hinderlich (Nr. 9). Wir treffen daher namentlich in der Periode der Kettenhemden hier und da den bloßen Lippenbart. Die böhmische Chronik des Hajek erzählt schon zum Jahre 1329: „Nun auch begann die Ritterschaft ihre Bärte lang wachsen zu lassen, da man sich vordem glatt trug; auch trugen einige Knebelbärte gleich Hunden und Käsen nach heidnischer Art.“ Doch wurde das jedenfalls in Deutschland nicht allgemein, denn bis 1500 trugen nur einzelne Ritter und ältere Männer den Bart. Während der Kreuzzüge lag der Gegensatz zwischen christlichen und sarazenischen Rittern auch in diesem Schmutz des Angeichts. Wie würde zu dem Kirren und Kojen, Seufzen und Wimmern des Minnegejangs von Mitte des zwölften bis über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, in dem wenige tüchtige Stimmen wie eines Walthers von der Vogelweide erschallen, etwas anderes gepaßt haben, als ein glattes Gesicht und langes Haar, das im fünfzehnten Jahrhundert mit Wideln, Brennen, Pomadieren, Frisieren in seiner ganzen weiblichen Länge behandelt wurde? War es je möglich, daß ein Ulrich von Vichtenstein die ganze Ritterschaft von Venedig bis Böhmen in Bewegung setzte durch eine Fahrt, welche er, als Minnekönigin Venus verkleidet mit Weiberzöpfen und Weiberböden, that? Der Aufschwung der Stiderei gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts brachte in „höfischen“ Kreisen gleich die Gewohnheit mit sich, Haare zweier Liebenden oder, meist nur angeblich, von dem Ritter erschlagener Feinde als Material zu benutzen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir den deutschen jungen Mann in möglichst engen Tricotbeinlingen mit den französischen „braguettes“, langen Schnabelschuhen, einer kurzen Jade mit verkürzten Ärmeln, schnippischem Schultermäntelchen, alles in bunten Mustern, entblößtem Hals und Schultern, ausgestopfter Brust, glattem Gesicht und langem gelockten, geölten, bis über die Schulter reichenden Haar, auf dem oft ein Kranz, Federn, eine Spange glänzte, oft auch noch mit Schellen behangen (Nr. 10).

Zwanzig Jahre später begegnen uns Gestalten in dem bis unter die Knie reichenden faltenreichen, meist dunkelfarbigem, pelzverbrämten Gewand, der „Schauhe“, enganliegenden Bein-

kleidern und Schuhen mit breiter natürlicher Spitze. Das Haupthaar ist meist einfach unter den Ohren rund und auf der Stirn kurz verschnitten (die Kolbe). Auf demselben sitzt das Barett. Es sind die ehrbaren Bürger des Zeitalters der Reformation (Nr. 13, 14). Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ist mit einer Wandlung der Zeit auch eine solche der Tracht vorgegangen und Deutschland wieder selbstständig geworden. Es hat damit auch den Vollbart angenommen, ohne von Frankreich oder von Spanien beeinflusst zu sein (Nr. 11). Aber bei der Neigung des Deutschen zum Phantastischen begnügte er sich nicht mit dem einfachen Vollbarte. Gailer von Kaisersberg sagt in seinen Predigten über Brants Narrenschiff um 1498: „Es sein danach andere Narren, die tragen halbe Bärte als statte, sein uff einer Seiten geschoren, etliche tragen Knebelbärte, etliche hond ein klein Stückerlein an den Baden sten, es will jeglicher etwas beunders tragen.“ Den „halben Bart“ erreicht man durch Abschneiden des Vollbarts unter dem Kinn bis zur Hälfte, so daß der Deutsche an dem früheren gegen die Mitte zugespitzten „Bocksbart“ des Franzosen nicht genug hatte, sondern einen solchen einseitig trug, der gern auch noch zopfartig geflochten wurde (Nr. 12).

In Frankreich und damit für die ganze „civilisirte“ Welt gab nun die Person des Königs den einzigen Impuls für die Tracht. So war Heinrich IV in üppiger Maitressemwirtschafft vor der Zeit ergraut. Als bald bemühten sich die Höflinge und seit 1594 alle Modischen durch Puder ihm nachzuahmen. Nach ihm nannte man den kurzen, spitz zulaufenden Kinnbart mit dem kleinen an den Spitzen nach spanischer Weise aufwärts gedrehten Lippenbart „Henri quatre“.

In Deutschland wurde die französische Mode nachgeahmt, obgleich sich Stimmen dagegen erhoben. Im Jahr 1614 schrieb ein „M. Joannes Barbatius, ein besonderer Liebhaber der Bärte“, ein Schriftchen: „Barbas majestas, das ist ein schön lustiges und aufführliches Tractetlin von der Würdigkeit des Barts.“

Besonders spricht er auch für die Priesterbärte. Es war nämlich eine der kleinlichen Controversen bei dem großen Schisma zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche im siebenten Jahrhundert, daß die griechischen Priester Bärte trugen, die römischen keine, und datirt die allgemeine Sitte in der griechischen Kirche wohl von daher. Allein auch in der lateinischen Kirche wurde die Bartlosigkeit nicht streng eingehalten. Selbst Päpste trugen den Bart, wie z. B. sicher Clemens VII (1378—1394). Ebenso beweisen dies Abbildungen aus dem dreizehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wenn Gregor VII 1073 schreibt, es sei von jeher im Abendland bei den Klerikern Sitte gewesen, keinen Bart zu tragen, so ist das allerdings im Prinzip richtig. Aber es ging auch wie mit der Priestertracht im gewöhnlichen Leben. Sie sollte ebenfalls eine besondere sein. Doch erscheinen im Mittelalter gar häufig die Priester in weltlicher Tracht bis zur Jagd- und Kriegsausrüstung. Im Verhältnis haben im Mittelalter die Kleriker den Bart mehr getragen als die Laien, eben weil er eine Auszeichnung der höchsten Würdenträger und ein Attribut des ehrwürdigen Alters war, obwohl verschiedene Synoden ihn verboten. So groß war die Macht der Mode schon damals, daß dem Beispiel Franz I, den Bart wieder stehen zu lassen, gleich der Papst Julius II nachahmte und mit ihm der Klerus. Die Regierung suchte darin ihren Vortheil und legte eine Steuer auf den Bart, wodurch ein Streit unter den Gelehrten über das Recht der Geistlichkeit, einen Bart zu tragen, entstand. Papst Paul III (1534—1549) befahl, denselben zu entfernen, ohne daß gerade die hohe Geistlichkeit folgte.

Eine ergötliche Scene spielte sich im Dom zu Clermont ab. Guillaume Duprat, Sohn des Kanzlers Franz I, der den anerkannt schönsten Bart trug, erhielt den reichen Bischofsstich daselbst. Als er die erste Messe lesen wollte, war der Chor abgeschlossen und es erschienen drei Geistliche, der eine mit einer großen Scheere, der andere mit einem Rasirmesser, der dritte mit dem Statutenbuch des Kapitels, auf die Verordnung deutend: „Barbis rasis“. Als Duprat auf alle Gegenworfstellungen immer nur diese schweigende Antwort erhielt, wandte er der

Kirche den Rücken und rief: „Ich verlasse mein Bisthum und behalte meinen Bart.“ So schwankte die Sache in heftigem Streite, in welchem Heinrich II von Frankreich sich des Barts annahm, bis er verdrängt wurde. Das Verbot auf der Synode zu Turin 1574 war wohl das letzte, welches nötig gewesen, obwohl wenigstens zu Benevent noch 1656 die Geistlichen einen Bart trugen. In Deutschland scheinen die Prälaten sich dem päpstlichen Gebot williger gefügt zu haben. Bei den Mönchen kam die Bartlosigkeit bald auf, obgleich die ursprünglichen Regeln der Benediktiner 529 nichts über den Bart bestimmen. Bei der Abnahme desselben wurden die heidnischen Gebräuche der Juvenalien ins Christliche übertragen. Noch im 17. Jahrhundert trugen unsere Geistlichen kleine Bärte (Nr. 15).

Es gab eine ganze Liturgie zu dem Alte der Bartschur. Daß in der evangelischen Kirche von irgend einer Bestimmung über den Bart keine Rede war, ist natürlich. Wenn Luther den seinen rasiren ließ, so ist das eine Privatfache, vielleicht eine Angewöhnung vom Kloster her. Ueberhaupt wußte man außer den genannten Bestimmungen in der katholischen Kirche von einem Unterschied der Stände in Betreff des Bartes nichts. Die Kleiderordnungen vom sechszehnten Jahrhundert, welche so genau bestimmen, was Bauersleute, gemeine Bürger, Bürger so vom Rath, Geschlechtern oder sonst fürnehmen Herkommens sind, u. tragen dürfen, schweigen über den Bart.

Unter den Generalen Friedrichs trägt nur der Husar Zietzen den Lippenbart. Zur Zeit der Befreiungskriege wagte sich ein schüchternes Badenbärtchen hervor (s. B. Schwarzenberg), zu dem freiwillige Jäger, wie Theodor Körner, noch ein solides Lippenbärtchen zu tragen sich erlaubten. Der

Marischall Vorwärts, als zweiter Zietzen aus dem Busch, durfte sich unter den übrigen Generalen natürlich mit einem tüchtigen Schnauzer zeigen, war es ja auch sonst nicht seine Sache, salomnisch aufzutreten. Seitdem fand die allgemeine Stimme für den Soldaten in einem Lippenbart nichts Anstößiges, aber wenigstens in Württemberg galt bis 1864 die ausdrückliche Verordnung, daß sonst kein Bart beim Militär getragen werden durfte. Hier war es besonders auf dem Lande Sitte, diesen Bart als Zeichen des früheren Militärs stehen zu lassen. Ob in Preußen ebenfalls eine besondere Verordnung oder die Sitte und das Beispiel Friedrich Wilhelm III den bescheidenen Lippenbart, in Baiern das Ludwig I den größeren in Verbindung mit Kinnbart beim Militär zur Folge hatte, ist uns nicht bekannt. Für den Civilisten aber blieb der bescheidene Wangenbart bis unter die Ohren immer noch das höchste Maß.

In der evangelischen Kirche besteht für den Geistlichen in Betreff des Bartes keine Vorschrift, sondern nur, daß er in seiner Erscheinung alles Auffallende und Ungewöhnliche meide. Bekannt ist, wie in den 1830er Jahren ein unter dem Kinn zusammen laufender Wangenbart, noch dazu in Verbindung mit dem „Hamburger“ Hut, einem hellgrauen Filzschlinder, in den Verdacht der gefährlichsten Demagogie brachte. Eine wahre Gänsehaut aber verursachten 1848 die Gestalten in dichtem Vollbart, vollends mit dem „Heckerhut“. Jetzt ist dieser „Kopf“ verschwunden und man kann auch mit einem Vollbart ein guter Reichsbürger, gewissenhafter Familienvater und frommer Christ sein. Es gilt wieder das Wort, welches M. Joannes Barbatus beim Beginn dieser bartlosen Epoche aussprach, daß „ein fein langer Bart ein frommen ehrlichen Mann gebüre und im wol ansehe“.

Dr. Bunz.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

„Links schwemmt!“ Die Führer wiederholten das Kommando, und ohne daß irgend eine Störung oder Unordnung stattgefunden hätte, defilirten alle drei Kompagnien auf den öden Kirchplatz, an dessen einer Ecke das Turganische Haus war. Diesseits war noch alles in Halb Dunkel; kaum aber daß unsere Landstürmmänner an beiden Seiten der Kirche vorbei, den abwärts gelegenen Theil des Platzes erreicht hatten, als sich ihren Blicken ein völlig verändertes Bild entgegenstellte. Vor dem Gasthose mit den verstreuten Linden standen zahlreiche Bürgerwehren, in allen Stagen schimmerte Licht, und ehe Vammie noch Zeit zu Ueberblick und Orientierung gefunden hatte, meldete Athegrauen, daß General Girard und sein Stab gefangen genommen und auf Ehrenwort in ihren Zimmern belassen worden seien. Nur eine schwache Abtheilung unter Major Rudelius habe die Bewachung des Hauses und der Gefangenen übernommen.

Vammie nickte, lobte das Verhalten der Bürger und führte dann seine Kompagnien in die breite aber kurze Straße hinein, die, wie schon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben, vom Kirchplatz her auf den Flußquai mündete. Und jetzt war dieser Quai erreicht und ein Ausruf allgemeinen Erstaunens wurde laut. An der anderen Seite des Flusses standen der Holzhof und das Bohlenlager in Flammen, während nach rechts hin die Brücke brannte. Das Feuer dräben stieg hoch und hell in den Nachthimmel hinein, über der Brücke aber, die, des nassen Holzes halber, mehr schwelte als brannte, lagen Rauch und Qualm in dichten Wolken, aus denen nur dann und wann eine dunkle Glut aufloste.

Der alte General kommandirte: „Halt!“ und ließ seinen rechten Flügel (Kompagnie Drosselstein) unmittelbar am Brückenaufgang Stellung nehmen. Hier hielt er auch in Person. Als er aber wahrnahm, daß er von dieser Position aus nicht Ueberblick genug habe, ritt er auf die Brücke selbst hinauf und postirte sich in Nähe des Feuers, das ihm zugleich eine Art Deckung gewährte. Und nun überjah er die langen Linien von Freund und Feind.

Nach links hin die Seinen; ein Bild, das ein altes

Soldatenherz wohl erfreuen konnte. Erst die berittenen Mannschaften von Hohen-Biesar, dann die Komtureifahrer von Liegendolgelin (achtspitziges Kreuz im rothen Feld), dann Ruhe mit niedergelegtem Sponton und hinter diesem die schmutzen Uniformen der Frankfurter Bürgerschützen, grün und goldbordirt — alles sichtbar im hellen Feuerchein des brennenden Holzhoofs. In Front der langen Aufstellung aber Drosselstein und Bigewitz, als Unterbefehlshaber an beiden Flügeln.

Und ebenso klar sah er dräben den Feind. In Trupps von zehn und zwanzig Mann standen die Voltigeurs am Ufer hin, ersichtlich ohne Führung. Aber diese sollte nicht lange mehr auf sich warten lassen; Offiziere zu Pferde jagten am Quai hin auf und ab, aus dem Gassengewirr der Dammvorstadt lärmten Trommeln und Hörner, und ehe zehn Minuten um waren, erschienen geschlossene Grenadierkompagnien, an ihren hohen Bärenmützen deutlich erkennbar, und nahmen Stellung zwischen der Brücke und dem brennenden Holzhof, während die Voltigeurs allmählich die Böschung hinabzustiegen und einen Weg über das Eis hin zu gewinnen suchten. Mit vielem Geschick avancirten sie, je nach den Signalen sich sammelnd oder wieder trennend, und stuzten erst, als sie mitten auf dem Fluß der breiten Rinne gewahr wurden, die die Nieker Fischer in das Eis gehauen hatten. An Ueberspringen war nicht zu denken, dazu war die Rinne zu breit; so mußten sie wieder zurück, um entweder Bretter herbeizuschaffen oder weiter flußabwärts, wo das Aufseisen muthmaßlich ein Ende hatte, den Uebergang zu versuchen.

Vammie sah diese Rückwärtsbewegung und freute sich ihrer. Aber so viel sie für den Augenblick bedeutete, so bedeutungslos war sie, wenn die Hilfe ausblieb, auf die diesseitig gerechnet war. Waren die Russen in die Dammvorstadt eingebrungen? Hatten sich die Barnimschen Bataillone der beiden andern Stadthore bemächtigt? Vammes scharfes Ohr horchte nach rechts und links, aber kein Ton wurde laut, der ihm diese Frage bejaht hätte. Immer gewisser wurde es ihm, daß er, wenn Tschernitschew ausblieb, in diesem ungleichen Kampfe unterliegen müsse.

Nachdruck verboten.
S. 11./VI. 70.

Das Bild, das sich ihm mittlerweile darstellte, konnte dieser trüben Erwartung nur als Bestätigung dienen. Die bis an die Rinne vorgebrungenen Voltigeurs waren kaum wieder am Ufer zurück, als sie mit der dem französischen Soldaten eigenen Raschheit sich in ihrer Lage zurecht zu finden und allerlei Hilfen auszukundschaffen wußten. Ohne Kommandos abzuwarten griffen sie nach dem, was der Moment erheischte, und während einige zupackten, um ein paar der am Ufer liegenden Flachboote die Böschung hinab und auf das Eis zu schieben, hatten sich andere der an den Pappelweiden hin aufgestellten Bootshaken bemächtigt, mit denen sie nun auf den brennenden Holzhof zuliefen und oben in die Bohlen- und Bretterlager einhakend, diese niederzureißen trachteten. Es glückte. Viele dieser Bretter waren erst angeklümmert, und sie rasch durch den Schnee ziehend, bis die Klämmchen erloschen waren, schleppten sie sie jetzt über das Eis hin bis wieder in die Mitte des Flusses vor, wo denselben Augenblick auch ein paar Flachboote eingetroffen und in die Wasserrinne hinablassen worden waren. In weniger

Auch Bamme, von seiner Brückenstellung aus, hatte die Rückwärtsbewegung der Russischen Pikeniere wahrgenommen und in voller Wuth auf sie losjagend, rief er ihnen schon von weitem zu: „Still gestanden! Gewehr zur Altade rechts!“ Und siehe da, sie gehorchten wirklich, legten die Riflen ein und gingen wieder bis halb an die Böschung vor. Aber eben jetzt von links und rechts her einschlagende Kugeln erneuerten nicht bloß das Schwanken, sondern steigerten es noch, und Bamme sah, daß es unmöglich sein werde, die Russischen en ligne mit den übrigen Kompagnien zu halten. Nichtsdestoweniger warf er sein Pferd herum, um die Weichenden von hinten her wieder vorzutreiben. Und hierbei traf er auf den Frohlagenschen Hornisten, der ängstlicher als alle anderen nach Deckung suchte.

„Ins drei Teibels Namen, Horn von Uri, blas!“ rief er und hieb mit dem Fischein auf den verwirren Hornbläser ein. Dieser, der Macht des Kommandoworts gehorchend, schob, ohne zu wissen, was er that, sein altes Rugehorn zurecht und begann zu blasen, aber in der Angst seines Herzens statt des

Zur Geschichte des Bartes.



13) Bürgermeister von Köln 1572 in Amtstracht.
Großherzogliche Bibliothek in Darmstadt.



14) Melanchthon.



15) Geistlicher aus Ulm. 1663.

als einer Viertelstunde war die Pontonbrücke fertig, und über dieselbe weg avancirten jetzt die Vordersten, während sich vom Ufer her immer größere Voltigeurtrupps und zuletzt auch geschlossene Grenadierkompagnien in Bewegung setzten. En avant!

Diesseitig aller örtlichen Vortheile beraubt, mußte sich es nun zeigen, wer der Stärkere sei. Der erste Ansturm, der sich gegen die Frankfurter richtete, mißlang; aber ohne durch dieses abermalige Scheitern in die geringste Verwirrung zu gerathen, schoben sich die französischen Kolonnen einfach weiter links, wo mehrere neben einander liegende Holz- und Torstämme ihnen eine vorzügliche Deckung gewährten. Um so vorzüglicher, als die Schiffsrumpfe gerade mannhoch waren, so daß die Angreifer kaum getroffen werden konnten.

Ueber diese Schiffsrumpfe hinweg entspann sich nun ein Feuergefecht, dessen endlicher Ausgang um so weniger zweifelhaft sein konnte, als die hier stehenden Pikeniere den Kampf ohne Deckung führten, und schlimmer als das, das feindliche Feuer aushalten mußten, ohne es ihrerseits erwidern zu können. Der Wuth der Russischen sah sich hier auf eine harte Probe gestellt. Sie kamen zuletzt ins Schwanken, und da Bigewitz Anstand nahm, sich an die neben ihm stehenden Drosselsteinschen um Hilfe zu wenden, die bei der immer wachsenden Ausdehnung des Gefechts jeden Augenblick selbst angegriffen werden konnten, entschloß er sich, auf eigene Verantwortung bis an die Thorwache zurückzureiten und seine daselbst unthätig haltenden Hohen-Vieher heranzuholen.

Angriffs: das Rückzugssignal. In diesem Augenblicke (ein Glück für den Frohlagenschen) erhielt die rothe Fuchsstute Bammes eine Kugel, so daß diese mit sanftem ihrem Reiter stürzte. Aber mit merkwürdiger Raschheit war der Alte wieder auf, bestieg den Sattel und sah im nächsten Augenblicke fest im Sattel.

„Ah!“ sagte er, sich behaglich zurechtückend und des Zwanges los, den ihm das „Generalspferd“ von Anfang an auferlegt hatte, hatte er jetzt sich selber wieder. Er schob das Fischein unter den Sattel und zog den Hufarensäbel, den er „anno 95“ geschworen hatte, nicht wieder ziehen zu wollen.

Er hatte sich selber wieder, aber auch nichts mehr, denn die gesammte Lage war inzwischen nicht besser geworden. Die Voltigeurs, immer weiter nach rechts sich dehnend, hatten fluchabwärts, an Stellen, wo das Aufsteigen ein Ende nahm, ihren Uebergang bewerkstelligt und schickten sich an, aus allen Nebengassen vorbrechend, unsere gesammte Aufstellung von Seite und Rücken her zu nehmen. Und schlimmer als alles, auch die wenigen, diesseits in Bürgerquartieren untergebrachten Franzosen, die sich bis dahin ruhig und versteckt gehalten hatten, gewannen jetzt wieder Wuth und schossen aus den Fenstern ihrer Häuser. Es waren namentlich die Drosselsteinschen, die von diesem Fensterfeuer betroffen wurden, und als gleich darauf, „pour combler le malheur,“ wie der Graf vor sich himurmelte, auch die drüben am „goldenen Löwen“ stehenden Grenadierabtheilungen ein Salvenfeuer mitten durch den Qualm

zur Geschichte des Bartes.



1) Ramjes II, 1394 — 1328 v. Chr. Ägyptisch.



2) Kopf eines geflügelten Eiters. Assyrisch.



3) Jesus von Nazareth.



4) Seneca.



8) Aus dem Tagebuche des Ritters Georg v. Sigen. König Karl VII von Frankreich. † 1461.



7) Kaiser Heinrich II († 1024). Aus dem Bamberger Missale.



10) Falconier aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.



6) Kaiser Otto I. † 977. Dom zu Magdeburg.



9) Konrad von Schaumburg. † 1499.



11) Altfas, Graf von Hohenollern. 1420.



5) Geistlicher aus S. Marco, Venedig. V. Jahrhundert.



12) Eitelritz, Graf zu Hohenollern. † 1625.

und Rauch der brennenden Brücke hin abzugeben begannen, kam ein Schwanken in die ganze Linie.

Es stand in Wahrheit hoffnungslos; als aber in diesem bedrohlichsten Augenblicke vom Kirchplatze her der feste Trittschritt der heranmarschirenden Hohen-Vieger vernehmbar wurde, flackerte nichtsdestoweniger die Hoffnung noch einmal auf.

„Hurrah, Kinder!“ rief Bamme, „das ist die Schwedentrommel,“ und unter dem Jubel der Pikiniere, die momentan wieder zum Stehen gebracht worden waren, rückten jetzt unsere Freunde in die vorderste Linie ein. Berndt erkannte vom Sattel aus sofort, daß sich — eben jetzt — um die bis dahin siegreich verbliebenen Frankfurter Bürgergeschützen eine geschickt angelegte Schleife zusammengezogen habe, sie waren eingeschlossen, und in höchster Erregung seinen drei vordersten Sektionen zurufend: „Vorwärts! Nicht schießen, Bajonet!“ spornete er, ehe er noch wahrnehmen konnte, ob man ihm folge oder nicht, sein Pferd mitten in den Knäuel hinein, gerade auf die Stelle zu, wo er den mit einem alten Kavalleriefädel sich wahnwitzig verteidigenden Conrector deutlich erkannt hatte. Aber freilich ehe er noch an diesen herankamte, wäre er bei der Uebermacht des Feindes sicherlich vom Pferde gerissen und ein Opfer seines Muths und seiner Hilfsbereitschaft geworden, wenn ihm nicht seine Hohen-Vieger dicht und mit Ungeflüm gefolgt wären, so dicht, daß er inmitten aller Aufregung und Verwirrung jeden Einzelnen zu sehen glaubte. Er sah, daß kniehafes Stirn blutete, und daß Gress, der in dem wirren Durcheinander seine Kappe verloren hatte, von einem französischen Offizier niedergebauten wurde. Dann aber umschleierte sich alles vor seinen Augen, Schüsse fielen, französische und deutsche Fluchwörter, und als er eine Minute später aus dem Knäuel wieder heraus war, mußte er wahrnehmen, daß all ihre Anstrengungen nichts erreicht hatten, und daß es mißglückt war, Othegraben zu befreien. Wer außer Gress noch gefallen oder gefangen war, ließ sich im Moment nicht mit Bestimmtheit übersehen. Lewin wurde vermißt; aber er konnte zu den Versprengten und Abgebrängten gehören, von denen sich in jedem Augenblick verschiedene wieder einfanden.

Nach allem konnte es sich nur noch darum handeln, möglichst rasch und mit möglichst wenig Verlust aus der Frankfurter Falle wieder herauszukommen. Bamme gab Befehl erst zum Abbrechen des Gefechts, dann zum Rückzug. Die Pikiniere rückten über den inzwischen leer und lichtlos gewordenen Platz, dann folgte Hohen-Viejar, dann Liegen-Dolgelin. Die Hohen-Vieger, die noch den meisten Halt hatten, deckten den Rückzug. Dieser ging in Ordnung, bis die Spitze der Kolonne das alte Lebuher Thor erreichte. Hier, von Flintenschüssen des wieder ins Gewehr getretenen französischen Wachkommandos empfangen, geriethen die Vordersten ins Schwanken und gleich darauf in eine Verwirrung, die sich bald dem ganzen Zuge mittheilte und während des Marsches durch die Vorstadt hin eher steigerte als minderte. Die lange Straße lag in Dunkel, hier Wagen, dort umgestülpte Fischerboote hemmten die Passage, und viele der ermüdeten Landsturmänner glitten aus oder stürzten in die Gassen und Lächer, an denen kein Mangel war.

„Nicht!“ schrie Bamme, „verdammte Sottmeiers, stecken Häuser an und wollen Lichter sparen. Licht, sage ich, oder den rothen Hahn auf Euer Dach.“

Und dabei schlug er mit seinem Fischbein, zu dem er wieder seine Zuflucht genommen hatte, an die Hansstühren und Fensterläden. Das half; einzelne Lichter erschienen, und man sah jetzt wenigstens, wo man war. So ging es in schwankender Linie die nicht enden wollende Vorstadt entlang, am Sanct Georgs-Hospital vorbei, bis sie zuletzt am „Lezten Heller“ hielten. Die Motten wurden abgezählt; Lewin fehlte noch immer. Das am Spitzkrug zurückgelassene Bataillon war aus freiem Entschluß bis an den Fuß des Berges hinabgestiegen. Ein Trost, aber auch der einzige.

Bamme sagte zu dem neben ihm stehenden Hirschfeldt: „Hier, Hirschfeldt, das ist unser Platz, hier am letzten Heller. Hier wurde es geplant und hier geht es zu Ende. Ich hatte eine Ahnung davon. Der letzte Heller. Da haben wir ihn!“

LVII. Der andere Morgen.

Zu die Nacht und dann allmählich in den dämmernden Tag hinein war der Rückzug gegangen, die Kolonne des Marsches immer kleiner werdend. Schon am Spitzkrug waren die Barminischen Bataillone, bei Reitwein die Kompagnien Hohen-Viejar und Liegen-Dolgelin abgeschwenkt, und nur der verbleibende Rest rückte bis Hohen-Vie.

Es schlug sieben, als sie bis dicht an Miesleys Mühle heran waren. Ein schwerer graugelber Nebel senkte sich, und nur die vordersten konnten das Gehöft erkennen. Dazu herrschte peinliche Stille; die dicke Luft dämpfte den Ton, und es war, als schlichen sie heran. Bamme fühlte das und wollte damit ein Ende machen. „Vorwärts, Hirschfeldt,“ rief er, „vorwärts mit der ganzen Janitscharenmusik! Wir wollen nicht ohne Sang und Klang einrücken, also kämen wir von der Armenfünderbank. Zeigen wir unser gutes Gewissen oder thuen wir wenigstens so.“ Und durch den Nebel hin wirbelte die Hohen-Vieger Trommel, und einzelne Töne des Rugehorns hörten ein. Alles dumpf und trübe, und jedem, der es hörte, ging es durch Mark und Bein. Endlich hielten sie. „Gewehr ab!“ Es war der Platz zwischen dem Krug und dem Schulzenhof; in den Häusern war Licht, aber niemand zeigte sich auf der Straße. Berndt und Bamme hatten noch eine kurze Beratung wegen Unterbringung der Pikiniere; dann gab die Trommel das Signal, und alles rückte in die Quartiere ab. Ehe fünf Minuten um waren, waren nur noch unsere Freunde da, schweigend und unschlüssig was zu thun. Keinen drängte es, die Schwelle des Herrenhauses wieder zu betreten, wußte doch jeder: Unglücksboten kommen immer zu früh. Endlich sagte Berndt, indem er auf den Schulzenhof hinwies: „Ich habe noch ein Wort mit Anieha zu sprechen. Bitte, General, melden Sie mich bei meiner Tochter. Oder Tubal, Du.“ So trennten sie sich.

Bamme nahm jetzt Hirschfeldts Arm, Tubal folgte; so schritten sie die Dorfstraße hinauf auf das Herrenhaus zu. Teeje stand in der Glashür, und schien mit seinem verwundernden Blick nach dem alten und jungen Herrn zu fragen. „Noch im Dorf,“ sagte Bamme, und setzte dann in halbblauem Tone hinzu: „Kommen Sie, Hirschfeldt, ich liebe keine Familienjenen. Am wenigsten solche.“ Und damit ging er auf den Korridor zu, der in sein Zimmer führte. Nur Tubal blieb zurück. Was war zu thun? Sollte er bei Renaten eintreten? Er konnte es nicht; so warf er sich in einen alten neben dem Kamin stehenden Lehnstuhl, in dem Teeje die Nacht zugebracht hatte.

Berndt war nicht in den Schulzenhof eingetreten; er hatte nur allein sein wollen. Und jetzt war er allein und folgte den Vorausgegangenen in kurzer Entfernung. Ihm schlug das Herz, und er schwankte, als ob er eine zu schwere Last trüge, erst an der Pforte, dann an Bauer Püschels Gehöft vorüber. Da drinnen war auch Trauer: der einzige Sohn gefallen.

Das nächste Gehöft war das von Kallies. Zwischen beiden lief ein Vignisterzaun, und einige der dürren Zweige streiften ihm das Gesicht, als er daran vorüberging. Er blieb stehen und sann und horchte, und griff dann in die Zweige hinein, um sich zu halten, denn er fühlte, daß er dem Umfallen nahe war. „Alles gescheitert,“ sagte er. „Und ich habe es so gewollt — gewollt und gescheitert. Soll es mir ein Zeichen sein? Ja. Aber ein Zeichen, daß wir unser Liebstes an ein Höchstes setzen müssen. Dies ist keine Welt der Glattheiten. Alles hat seinen Preis, und wir müssen ihn freudig zahlen, wenn er für die rechte Sache gezahlt wird.“

So sprach er zu sich selbst. Aber inmitten dieses Zuspruchs, an dem er sich aufzurichten gedachte, ergriff es ihn mit neuer und immer tieferer Herzensangst, und sich vor die Stirn schlagend, rief er jetzt: „Berndt, täusche Dich nicht, belüge Dich nicht selbst. Was war es? War es Vaterland und heilige Rache, oder war es Ehrgeiz und Eitelkeit? Lag bei Dir die Entscheidung? Oder wolltest Du glänzen? Wolltest Du der erste sein? Stehe mir Rede, ich will es wissen; ich will die Wahrheit wissen.“

Er schwieg eine Weile; dann ließ er den Zweig los, an dem er sich gehalten hatte, und sagte: „Ich weiß es nicht. Bah, es wird gewesen sein, wie es immer war und immer

ist, ein bißchen gut, ein bißchen böse. Arme kleine Menschen- natur! Und ich dachte mich doch größer und besser. Ja, sich besser dünken, da liegt es, Hochmuth kommt vor dem Fall. Und nun wach ein Fall! Aber ich bin gestraft, und diese Stunde bereitet mir meinen Lohn."

So war er bis auf den Hof seines Hauses gekommen. In der Halle fand er Tubal, der erschöpft von der Anstrengung in Jeezes Lehnstuhl eingeschlafen war. Neben ihm lag Hector. Als dieser seinen Herrn ansichtig wurde, sprang er auf und drängte sich an ihn, aber ohne sonst ein Zeichen der Freude zu geben. Berndt streichelte das kluge Thier, warf einen Blick voll stillen Weides auf den schlafenden Tubal, und schritt dann auf die Thür zu, die nach dem Wohnzimmer führte. Er legte die Hand auf den Griff und zögerte noch einmal. Aber es mußte sein. Nur die beiden Mädchen waren da. Renate slog ihm entgegen. „Mein einziger lieber Papa," rief sie und hing an seinem Hals. Dann ließ sie von ihm ab, und fragte wie sein Gewissen: „Wo ist Lewin?"

Der alte Wigewitz rang ein Wort zu finden. Endlich in einem Tone, in dem sich der ganze Jammer seines eigenen Herzens aussprach, sagte er: „Ich weiß es nicht."

„Also gefangen, todt?" — „Nein, nicht todt, noch nicht."

Angst und Zittern ergriffen Renate, aber in demselben Augenblicke sah sie, daß Marie schwankte und wie leblos zu Boden stürzte. Berndt war wie mitgetroffen. Ihm schwindelte unter dem Andrang alles dessen, was auf ihn einstürzte; endlich riß er sich aus seiner Betäubung und zog die Klingel. Jeeze kam, gleich darauf auch die Schorlemmer; alles lief und rannte; er selber aber war geschäftig, Marie wieder aufzurichten. Als ihm dies geglückt, sah er, daß sie aus einer Stirnwunde dicht neben der linken Schläfe blutete; sie war auf den scharfvorpringenden Kaminfuß gefallen. Endlich von ihrer Ohnmacht sich wieder erhelend, verlangte sie nach dem Schulzenhose gebracht zu werden, wozu sich Maline weniger aus Mitleid als Neugier sofort bereit erklärte. Durfte sie doch hoffen, unten im Dorfe mehr zu hören als im Herrenhause, wo jeder sich einschloß und schwieg. Selbst auf Bäume, trotzdem seine Claujur aufgehört hatte, war nicht viel zu rechnen. Als Berndt und Renate wieder allein waren, sagte jener: „Was war es mit Marie? Ich hätte sie für fester gehalten." Renate schwieg.

„Er ist Dein Bruder," fuhr Berndt fort. „Und Du trugst es." Eine Pause folgte, während welcher Renate den Blick zu Boden senkte. Endlich sagte sie: „Sie liebt ihn."

Der alte Wigewitz, nach allem was er eben mit Augen gesehen hatte, schien eine Antwort wie diese erwartet zu haben, und sagte deshalb ruhig: „Und er — weiß er davon?" — „Nein."

„Bist Du dessen gewiß?" — „Ja, ganz gewiß. Nie verrieth sie sich. Und hätte sie es, Lewin war blind."

Berndt schritt im Zimmer auf und ab, und die widerstreitendsten Empfindungen bekämpften sich in seiner Brust. Einen Augenblick zuckte es spöttisch um seinen Mund, daß des „starken Mannes" Kind in das alte Haus der Wigewitze kommen solle, aber dann schwand aller Spott wieder, und die nächstliegende Noth gewann allein Gewalt in seinem Herzen, die Noth um den einzigen Sohn. „Wie rette ich ihn?" Und es war, als ob er vor sich selber ein Gelübde thäte: „Gott, ich lege jeden Stolz zu Deinen Füßen; demüthige mich, ich will still halten; alles, alles; nur erhalte mir ihn."

Renate, während Berndt auf- und abgeschritten war, war ihm mit den Augen gefolgt. Sie wußte genau, was in seiner Seele vorging, und sagte jetzt: „Bitte, Papa, sage mir alles. Was ist es mit ihm? Verschweige mir nichts!"

Er nahm ihre Hand. „Ich habe Dir nichts verschwiegen, Kind. Dunkel und Ungewißheit ist alles. Ich weiß nicht mehr als Du. Aber eins weiß ich nur zu gut: wir müssen alles fürchten, alles, auch wenn in diesem Augenblicke Gottes Sonne noch über ihm scheint. Mit den Waffen in der Hand gefangen! Sie werden ihn vors Kriegsgericht bringen, und . . ."

„Wie kam es?" unterbrach ihn Renate. „Sprich, ich möchte von ihm hören, mich an etwas aufrichten, und wenn es an nichts anderem wäre, als an dem eiteln Troste gethaner Pflicht oder bewiesenen Muthes."

„Und diesen Trost kann ich Dir gewähren. Es war ein Handgemenge; sie hatten Othegraven umzingelt, und wir wollten ihn frei machen. So ging es hinein in den Käufel. Als wir wieder heraus waren, fehlte Lewin. Anfangs hofften wir noch, denn es fehlten viele, die sich nach und nach wieder zu uns fanden; aber Lewin blieb aus. Kein Zweifel, er ist gefangen."

„Und was thun wir?"

„Was uns allein noch bleibt: Gottes Barmherzigkeit anrufen. Mögen ihm alle gute Engel zur Seite stehen! Wir können nichts mehr." Und damit verließ er das Zimmer und ging in sein Kabinet hinüber.

Hier war es kalt und unwirch. Jeeze hatte zu heizen vergeblich; dazu lag Staub auf Tisch und Stühlen. Aber Berndt sah es nicht oder glitt gleichgiltig mit dem Auge darüber hin, während er doch in dem Widerstreit, der in solchen Momenten unsere Seele zu füllen pflegt, seinen Sinn auf andere, fast noch gleichgiltigere Dinge richtete. Er sah, daß an dem Schlüsselbrett die Schlüssel falsch hingen, und begann nun alles nach Nummer und Reihe zu ordnen. Dann schritt er auf das Fenster zu und starrte minutenlang auf die russischen Karten und Pläne, die hier immer noch an den breiten Klappäden angeheftet waren. „Minsk, Smolensk, Bialystok". Und er wiederholte die Namen, auf- und abschreitend, immer wieder und wieder. Endlich blieb er vor dem Bilde stehen, das über seinem Arbeitstische hing, und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Geliebte," sprach er vor sich hin, „wie preise ich Gott, daß Dir diese Stunde nach deinem gnädigen Rathschluß erspart geblieben ist. Ach, daß ich wäre, wo Du bist!"

Er ließ sich auf das Sopha nieder und begann ein Trösteln zu fühlen. Da lag sein Mantel, den Jeeze, statt ihn anzuhängen, einfach über die Lehne geworfen hatte. Das traf sich gut. Er zog ihn an sich und wickelte sich ein. „Minsk, Smolensk . . ." aber nun schwand ihm das Bewußtsein, und er schlief. Er schlief fest und lange. Mittag war vorüber, als ihn ein Klopfen an der Thür weckte. Es war schon das dritte Mal. „Herein!" Jeeze meldete, daß der alte Nyffelmann gekommen sei.

„Laß ihn vor. Gleich."

Der alte Nyffelmann trat ein, steif und geradlinig wie immer, das Haar nach hinten gekämmt, seinen Rohrstock unter dem Arm und das Gerichtsdienerblechschild auf dem langen blauen Stochtragenrod. Er blieb an der Thür stehen und grüßte militärisch; neben ihm Jeeze, der das Zimmer zu verlassen zögerte. „Bleib nur," sagte Berndt, der das Bögern des Alten wohl verstand, „Du willst auch wissen wie es steht. Du liebst ihn auch . . . Ach, wer nicht?" Und dabei strich er sich leis und verstohlen über Stirn und Augen. Dann erst trat er auf den alten Gerichtsdiener zu und sagte: „Nun, Nyffelmann, was bringt Ihr?" — „'n Brief vom Herrn Justizrath."

„Gutes d'rin?" Der Alte schwieg. Er konnte nicht ja sagen, und das Nein wollte ihm nicht über die Lippen.

Berndt wog den Brief hin und her, den er sich zu öffnen scheute, denn jetzt mußte es sich entscheiden. Er musterte den Alten, einmal, zweimal, und fand zuletzt, daß er alles in allem nicht ausjah wie einer, der eine Todesnachricht bringe. „Ich will den Brief lesen — aber allein. . . Und dann noch eins, Nyffelmann; wißt Ihr . . ." — „Ja, gnädiger Herr, eins weiß ich."

„Und?" — „Der junge Herr lebt."

„Des alten Wigewitz Händen entfiel der Brief, und seine Lippen flogen. Er konnte nicht sprechen. Als er sich wieder gefaßt hatte, trat er auf Jeeze zu, legte seine Hand auf des alten Dieners Schulter und jagte, während er ihn in freudiger Erregung schüttelte: „Hast Du es gehört, Alter? Er lebt! Und nun sorge mir für Nyffelmann. Er hat uns Gutes gebracht, bringe ihm wieder Gutes. Nein, bringe ihm das Beste. Hier hast Du den Schlüssel; unten links, wo der spanische liegt. Hole ihm eine Flasche, mein alter Jeeze. Und Du sollst mittrinken. Hast Du es gehört? Er lebt!"

Jeeze küßte seinem Herrn die Hand, und zitterte und zimperte hin und her. Dann ging er, während Nyffelmann ihm folgte. Berndt, als er allein war, öffnete den Brief und überflog ihn. Es war, wie der alte Gerichtsdiener gesagt hatte. Er verließ nun selber das Kabinet, um sich in das Wohnzimmer

zu den Frauen hinüber zu begeben. Er traf nur Renate, die bange und fragend auf ihn zueilte. „Noch ist Hoffnung, Kind. Und nun rufe die Schorlemmer.“ Erst als diese gekommen war, setzten sie sich um den runden Tisch und Berndt las:

„Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß der Kampf dem Feinde zwei Gefangene in die Hände fallen ließ: Ihren Sohn und den Corrector Dhegraven. Ihr Sohn wird im Laufe des Vormittags unter Eskorte nach Küstrin geschafft werden, Corrector Dhegraven wurde bei Tagesanbruch am Vohhof erschossen. Mir liegt nach dieser kurzen vorgängigen Mittheilung nach ob, Ihnen über den Tod dieses Tapferen zu berichten. Ich schließ seit kaum einer Stunde, als ich durch eine französische Ordonnanz gesetzt wurde, die mir anzuzeigen kam, daß einer der Gefangenen, der Corrector Dhegraven, mich zu sprechen wünsche. Ich kleidete mich rasch an, und der junge Soldat führte mich nach der alten Nikolaikirche hinüber, an deren Ausgängen französische Doppelposten standen. Innen sah es scharf aus; auf einer Schütte Strohs lagen die Todten; der erste, den ich sah, war Kandidat Grell.

„In der Sakristei traf ich Dhegraven. Er saß in einem hochlehnigen alten Chorstuhl, und die Thür stand offen, so daß er den Blick auf die Kanzel frei hatte. Er wies darauf hin und sagte: „Sehen Sie, Turgany, hier habe ich zum ersten Male gepredigt. Mein Text war: „Selig sind die Friedfertigen“. Und dies ist nun das Ende. Das Kriegsgericht hat gesprochen und binnen hier und einer Stunde ist es mit mir vorbei.“ Ich nahm seine Hand, und da von Rettung oder Vergnügung keine Rede sein konnte, so fragte ich nach seinem letzten Willen, und ob ihm das Scheiden schwer würde. Er verneinte es und setzte hinzu, daß er einmal geleben habe, wie das Leben einem Gastmahl gleiche. Jeder habe den Wunsch auszubauern; aber wer in der Mitte des Mahles abgerufen

würde, fühle bald nachher, daß er wenig veräußt habe. Und das sei wahr. Er für seinen Theil wünsche nur erst über die Trommelwirbel und das Augenverbinden weg zu sein; auch mißtraue er den Franzosen und ihrem Schießen. „Sie thun alles unordentlich, und den Hofer haben sie massakrirt.“ Er hing diesem Gedanken eine Weile nach und sagte dann, ehe ich noch eine weitere Frage an ihn gerichtet hatte: „Ich habe niemand; meine kleine Sammlung fällt an Seidentopf, alles andere an das Hospital dieser Kirche. Und nun wollen wir Abschied nehmen, Turgany. Grüßen Sie diese tapfere Stadt, die mir so theuer geworden ist, und sagen Sie jedem, der es hören will, daß ich in der Hoffnung auf Jesum Christum, aber zugleich auch in dem festen Glauben fürbe, mein Leben an eine gute Sache gesetzt zu haben. Ich habe gepredigt: „Selig sind die Friedfertigen“, aber es ist auch geboten, uns zu wehren und für unser Leben und Geßez zu streiten.“ Und danach schieden wir. Für immer.

„Eine Stunde später ward ich zu General Girard befohlen. Ein echter Franzos, menschlich und von edler Gesinnung. „Ich konnte es nicht ändern,“ empfing er mich. „Ein Anstand in unserm Rücken und von ihm geleitet; er mußte sterben. So will es das Geßez des Krieges und unsere Sicherheit. Nach seinen Mitschuldigen frage ich nicht; Ihr Volk lehnt sich jetzt wider uns auf, und wir müssen sehen, wie wir durchkommen.“ Und danach entließ er mich sichtlich bewegt, nachdem er hinzugefügt hatte, daß der „Directeur adjoint“, wie er ihn nannte, „comme un vieux soldat“ gestorben sei. Wir haben ihn dicht neben der Kirche, wo noch ein eingegittertes Stück von dem alten Kirchhof übrig ist, begraben. Neben ihm Hansen-Grell. Ich schliesse mit dem herzlichsten Wunsche, daß der Transport Ihres Sohnes nach Küstrin, ein erster Schritt zu seiner Vergnügung oder vielleicht auch zu seiner Befreiung sein möge. Turgany.“

(Fortsetzung folgt.)

Abdera überall.

Der Name Abdera und die Streiche, die man seinen Bewohnern nachsagte, sind typisch geworden für eine ganze Reihe anderer Städte. Das alte Abdera, das so bekannter wurde als manche große und berühmte Stadt Griechenlands, lag in Thracien, nahe der Mündung des heute Karajiu genannten Flusses, und war der Sage nach vom Herakles zum Andenken an seinen Liebling, den von den Hosen des Dionedebes zerrissenen Abderos, gegründet. Wie Abdera, aus dem der „lachende“ Philosoph Demotrios stammt, im Laufe der Zeit seine Fernsehheit erlangte, die Wieland in seinen Abderiten ausmalte, ist nicht sicher zu ergründen. Nach Cicero scheint Abderos Name zunächst ein Gemeinwesen bezeichnet zu haben, wo dieselben Sachen ohne feste Norm nach der größten Ansonnenanz entschieden wurden. Spätere, zum Beispiel Juvenal und der Arzt Galenos, schrieben sogar dem Klima die Stupidität der Bewohner Abderas zu.

Wie dem nun auch sein möge, in ganz Europa, und wie wir zeigen werden auch in anderen Erdtheilen, kennt man jetzt Abderiten. Da wird erzählt, daß man an dem oder jenem Orte ein Negendach über eine Sonnenuhr gebaut habe, um diese gegen Wind und Wetter zu schützen; oder daß man an dem Abend vor einem Festtage das für diesen Tag bestimmte Feuerwerk „zur Probe“ abgebrannt habe; oder daß man zum Andenken an einen harten Winter eine Inschrift in das Eis des Flusses eingegraben oder die Thore der Stadt vermehrt habe, um die Kette einträglich zu machen.

Solche und ähnliche Stüdelein, wohin auch der weltbekannte „Gloß von Ungarn“ gehört, erzählt man von Medeln, von Byztehdude bei Hamburg, von Büsum in Holstein, von Schilba bei Torgau, wohin ich einmal wahrhaftete und meine Erlebnisse im Daheim (IX, 360) schilderte, von Teterow in Mecklenburg, Schöppensfeld bei Braunschweig, Postwitz in Schlesien, Jglau in Mähren, Epelbau bei Wien, Brud in Steiermark, Weilheim in Oberbairern, Birna bei Dresden, Dinkelsbühl in Francken, Ganslosen bei Weßlingen und Tripstrill bei Heilsbronn, Griesheim bei Darmstadt und Schwarzenborn in Kurheßen.

Die Nistörchen, die von ihnen allen, mehr oder minder gleichlautend, erzählt werden, will ich nicht wiederholen. Sie sind bekannt genug. Daß aber der menschliche Geist überall gleich arbeitet und gar viele Völker ihr Abdera noch haben, in derselben Weise wie wir, dafür gebe ich ein paar Belege. Unweit von Damaskus liegt das stille, zauberisch schöne Thal von Halbun, dessen Bewohner Früchte, Spinnräder und Lampendochte nach Damaskus verhandeln. „Was wäre Damaskus ohne eure Lampendochte,“ rufen die Damascener Gassenbuben dem Händler nach, ähnlich wie man bei uns sagt: „Dresden bei Piena“. Einmal, so erzählt man, wollten die Halbuner einen Berg etwas absteits rücken, weil er ihrem Dorfe die Mittagssonne entzog, aber unglücklicherweise riß er an einem Baum gebundene Strid, mit dem dies bewerkstelligt werden sollte, und viele thaten dabei einen

bösen Fall. Darum steht noch heute der Berg auf seiner alten Stelle. Einst wollten die Halbuner eine Republik gründen. Sie scheiterten nur daran, daß im Dorfe nicht genug Männer für die Staatsämter waren, die man schaffen wollte. Ein Knabe hatte einst seine Hand in einen enghalsigen Krug gesteckt, um Kalbälse daraus zu nehmen, und konnte, da er die Hand voll hatte, sie nicht wieder herausbringen. Er schrie jämmerlich, das ganze Dorf verammelte sich und berieth, bis der Mudebir (Rathgeber) seine Meinung dahin abgab, man müsse die Hand abhauen. Glücklicherweise kam ein Fremder hinzu, welcher dem Knaben rieth, die Kälse fallen zu lassen, und der ihn so rettete. Als einst der Vollmond sich hinter dichten Wolken verbarg, daß von ihm nichts mehr zu sehen war, hieß es, die Bauern der Nachbarschaft hätten ihn gefohlen. Da zogen alle Halbuner mit Gewehren bewaffnet zum Nachbardorf; aber noch waren sie nicht dahin gelangt, als der Mond sich wieder im vollen Glanze zeigte. Triumphirend zogen sie nun zurück, voller Freude darüber, daß die nachbärtlichen Bauern aus Furcht vor ihnen den Mond wieder herausgegeben hätten. Könnte das nicht alles im Schildbürgerbuche stehen? Und doch ist von Syrien die Rede.

Und nun das afrikanische Gegenstück. Wie uns Mungo Park erzählt, liegt am Gambia die Stadt Dumasansa. Die Einwohner derselben kann man aber nicht mehr aufbringen, als wenn man sie fragt, ob sie nicht wieder einen Löwen fangen wollten? Das hat nämlich folgenden Grund. Ein Löwe hatte lange Zeit schon ihnen das Vieh geraubt; er war aber so stark, daß kein Jäger sich an ihn wagte. Da schlug ein Weiser vor: man solle das Bambuslattenwerk eines Daches abdecken und dieses, es wie eine Falle benutzend, über den Löwen werfen. Gesagt, gethan. Nützig rücken die Leute von Dumasansa, das Lattenwerk auf den Schultern tragend, gegen den Löwen vor. Der aber blidte so fürchterlich, daß die Jäger, statt weiter zu gehen, es für rathamer hielten, für die eigene Sicherheit zu sorgen, indem sie sich selbst mit dem Dache bedeckten. Dabei waren sie aber so ungeschickt, daß der Löwe mit darunter gerieth, der sie nun alle anfräß. „Es ist,“ sagt Mungo Park hinzu, „noch jetzt (1795) gefährlich, in Dumasansa diese Geschichte zu erzählen; denn sie ist in allen benachbarten Gegenden der Gegenstand des Spottes geworden, und nichts kann einen Einwohner jener Stadt so aufbringen, als wenn man ihn bittet, einen Löwen lebendig zu fangen.“ Dumasansa ist also das afrikanische Abdera. Richard Andree.

Inhalt: Im Schatten erblüht. Von Germanis. — Am Strande. Gedicht von A. Sturm. Zu dem Bilde von K. Müde. — Die Rheinische Provinzial-Blindenanstalt zu Düren. Von Alice Kure. — Der Generationswechsel in der thierischen Welt. Von Dr. Friederich. — Zur Geschichte des Vartes. Von Dr. Bunz. Mit 15 Illustr. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Th. Fontane. — Abdera überall.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Kaiser Wilhelm in Teplitz mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden. Nach dem Leben.

Wir leben im Zeitalter der Zeitschriften und ein großer Theil der gemeinverständlichen Abhandlungen verdanke ihnen seine Entstehung. Es ist aber nur natürlich, wenn die Verfasser sich nicht damit begnügen, diese Aufsätze in den Journalen veröffentlicht zu haben, sondern sie sammeln und dann auch als Buch erscheinen lassen. Dadurch wird manche sehr beachtenswerthe Arbeit, die sonst unter einem Wust von nur den Tagesinteressen dienenden Artikeln begraben läge, auch einem weiteren Kreise und vor allem dem Forscher erhalten. Monographien von berufener Hand sind ja die Kaufsteine, deren jeder bedarf, der ein Haus errichten will.

Vor uns liegen drei solcher Sammlungen. Den Reigen eröffnet Altmeyer Julian Schmidt mit seinen „Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert“. (Berlin, Wilhelm Herz 1878.) Der mit Recht von allen, denen unsere Literatur am Herzen liegt, hochgeschätzte Mann bespricht hier Byron, Carlyle, Dickens, Thackeray, Kingsley von den Engländern; G. Sand, Flaubert, Jules, Daudet, Eckmann von den Franzosen; Fürst Büdler, Feuerbach, Richard Wagner, J. Wolf, Alwina von M., Reichenau von den Deutschen. Der Name Julian Schmidt ist gleichbedeutend mit männlicher Kraft, ferniger Gesundheit der sittlichen Empfindung und einem feinen Verständnis für alles Epische. Da hier das Epische, dem Schmidt nicht immer gerecht wird, nicht in Frage kommt, so ist er ganz in seinem Element. Es ist bekannt, daß man die kritischen Essays von Julian Schmidt auch dann mit Interesse lesen kann, wenn man die Gegenstände der Kritik nicht kennt, denn er gibt ausführliche Analysen der besprochenen Werke. Zum Schluß eine Bemerkung: Wir haben bei Kingsley ungern einen Vergleich mit G. Ebers vernimmt. Ein solcher wäre höchst belehrend gewesen.

„Aus alter und neuer Zeit“ von Friedrich von Weech (Leipzig, Dunder u. Humblot 1878) enthält eine Reihe von Aufsätzen zur deutschen Geschichte, die mit Ludwigs dem Bayern beginnen und mit der Eröffnung der Unterthür Straßburg schließen. Sie sind aus dem Vollen heraus und doch gemeinverständlich geschrieben und werden allen Freunden populärer Geschichtsschreibung willkommen sein.

Reich nach Fakten führen uns „Biographische Denksblätter“ von Alfred von Henning (Leipzig, Dunder u. Humblot 1878.) Dieselben sind für die Freunde Italiens gewiß höchst interessant, da sie meist nach persönlichen Erinnerungen gearbeitet sind. Warum der Verfasser sich aber veranlaßt gesehen hat, dem Bande auch Artikel über Königin Elisabeth von Preußen, einen unbekanntem meisenburgischen Edelmann von Normann und einen um das Plattenepische verdienten Dr. Joseph Müller einzuwerfen, läßt sich schlechterdings nicht sagen. Der sich über italienische Verhältnisse beschreiben will, wird es nicht ohne Unwillen sehen, wenn ihm zugleich ein Auszug über einen gründlichen Kenner — der Kadener Mundart mit auf den Weg gegeben wird. Wenn man Apollon sein hält, darf man nicht ohne Weiteres Kopfeln mit in das Maß thun.

Ebenfalls Monographien, wenn auch in feuilletonistischer Form, enthält ein sehr vitales Buch „Aus Halb-Asien“ von Karl Emil Franzos. (Leipzig, Dunder u. Humblot. 2. Aufl. 1878.) Der Verfasser, wol ein österreichischer Reformjude, entwirft darin sehr lebhaft gezeichnete Culturbilder aus der Bukovina, Galizien, Südrussland und Armenien. Da der Autor seine Lebensjahre in der Wiener Residenz verbracht hat und unsere Volksgenossen an der Donau starke Genüthe kennen, so sind diese auch hier nicht gepart worden. Der natürliche Duktus ruminativer Gedichte ist dadurch mitunter bis in's unerträgliche gesteigert worden. Franzos verfährt, streng bei der Wahrheit geblieben zu sein. Wir glauben ihm gern, daß er davon überzeugt ist, müssen aber doch betonen, daß man auch ohne zu lägen sehr unwohl sein kann. Wenn man nur das Innerliche sieht und schildert und das Greifliche nicht hervorhebt, so schildert man wahr und unwahr zu gleicher Zeit. Franzos hat ein so hübsches Erzählertalent, daß er es gar nicht nöthig hätte, auf den Kränzen der Bezeichnung einberufenen; wir würden ihm auch dann mit Interesse folgen, wenn er uns Geschichten und Zustände vorführen würde, welche die Träger der Kultur, bezüglich die Anfänge derselben vorstellen. Er hat sein Buch „Aus Halb-Asien“ genannt, uns aber nur Ganz-Asien vorgeführt. Warum hat er Halb-Europa unterdrückt? H. A. u. g.

Aus dem Gebiet der bio- und monographischen Artikel kommen wir nun zu einer ordentlichen, ausführlichen Biographie. Wir meinen „Ernst Wilhelm Arnoldi“ von A. Gemmingh aus. (Weimar, Hermann Voßau 1878.) Es ist ein waderes Buch, das von einem waderen Manne handelt. Am 21. Mai d. J. waren 100 Jahre vergangen, seit Arnoldi geboren wurde, wir haben es daher gewissermaßen mit einer Festschrift zu thun.

Arnoldi war einer der bedeutendsten deutschen Kaufleute, der seit dem Niedergange des deutschen Handels im 17. Jahrhundert gelebt hat. Als eine kraftvolle Persönlichkeit, ein tüchtiger Kaufmann und ein Mann voll Bildung und Gemeinnut hätte er es auch rein persönlich verdient, daß sein Bild auch für künftige Generationen festgehalten wurde, er hat aber auch Werke geschaffen, die noch jetzt fortleben und sowohl durch sich selbst, als auch durch die Anregung, die sie geben, der Nation zum Segen und zur Ehre gereichen. Er ist der Begründer der ersten auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft zur Versicherung gegen Feuersgefahr, bezüglich zur Lebensversicherung. Er war es ferner, der den Bau der Zuderrube in Norddeutschland einbürgerte und damit den Nationalwohlstand in hohem Grade vermehrte.

Es gewährt eine lang anhaltende Anregung, wenn man aus dieser Biographie erfährt, wie der aus kleinen Anfängen hervorgegangene und ziemlich planlos erzogene Mann sich allmählich aus sich selbst entwickelt; wie er erst dem väterlichen Gesetze einen Aufschwung gibt; wie er dann für eine bessere Bildung der Berufsgeoffenen thätig ist; wie er endlich im Interesse seines Standes sowohl wie der ganzen Nation die Befestigung der inneren Volkswirtschaft anstrebt und energisch dem Zollverein vorarbeitet. In dieser Agitation erlangt seine Kraft zu größeren Unternehmungen, bis dann endlich die fruchtbringenden Gedanken in ihm entstehen, deren Verwirklichung seinen Namen denen der besten Deutschen zugesellt hat.

Die Biographie ist ihres Gegenstandes würdig; sie ist im besten Sinne des Wortes schlicht und doch vom Geiste warmer Zuneigung zu Arnoldi durchweht.

Auch drei Selbstbiographien weist unser Büchertisch auf: zwei aus alter und eine aus unserer Zeit. Die beiden ersteren: „Thomas und Felix Platter“ (Leipzig, Hirzel, 1878) führen uns in ihrer alten, traulichen Sprache nach Basel und vorübergehend nach Deutschland und in das südliche Frankreich. Die Selbstbiographie des Vaters beginnt mit dem Jahre 1499,

die des Sohnes 1536. Aus beiden gewinnen wir ein treffliches Bild zumal des Volkslebens jener Tage. So wandert z. B. der in Wallis geborene Thomas erst im Gefolge eines fahrenden Schülers und dann als solcher selbst bis Breslau und Wien, immer in der Absicht etwas Nützliches zu lernen und doch immer wieder gezwungen, die Zeit mit der Beschaffung der notwendigen Bedürfnisse hinunterbringen. Trotzdem erwirbt er sich endlich eine gelehrte Bildung. Diese Wanderjahre sind ungemein anziehend geschildert. Auch das Tagebuch Felix Platters ist besonders interessant, wo es die auf der Reise nach Montpellier empfangenen Eindrücke schildert. Die Erzählung von seiner Verlobung und Hochzeit hat Gustav Freitag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ wiedergegeben.

Das Buch ist von dem Herausgeber, Herrn Dr. S. Boos, mit allem wünschenswerthen Apparat, d. h. mit einem Personen- und Ortsregister, einem kurzen Vericon veralteter Worte und einer Familienliste ausgerüstet. Es sei allen Freunden der Culturgeschichte bestens empfohlen.

Die dritte Selbstbiographie: „Angenderinnerungen eines alten Berliners“ von Felix Chertp. (Berlin, Wilhelm Herz 1878) führt uns in das vormärzliche Berlin, wobei man diese Bezeichnung freilich bis auf das Jahr 1812 ausdehnen muß. Es ist ein prächtig sich geschriebenes Buch. Der Verfasser geht nicht gerade in die Tiefe und von seiner inneren Entwicklung erfahren wir so gut wie nichts, aber er erzählt vortreflich. Da wird uns erst ein Berliner Bürgerhaus aus der guten alten Zeit, da es noch wirkliche Berliner gab, vorgeführt. Uebrigens sind die Häuser und Gassen umgeben den Knaben, und verstehen sich wol auch, wenigstens meistens die Hauslehrer bezeichnend reich. In Folge dessen wird derselbe der Kaiserlichen Erziehungsanstalt übergeben, ein Umstand, der uns zu einer interessanten Schilderung eines höchst originellen pädagogischen Unternehmens verführt. Von dort geht es nach Bonn auf die Hochschule, wo wir einige sehr ergiebige Professoren kennen lernen und dann zurück nach Berlin, wo das scharfe Auge des Selbstbiographen eine ganze Anzahl von Originalen als solche erkennt. Pfarrer Lehmann, von dem Chertp sich in die höhere Mathematik einführen läßt, verdient allein der Held eines humoristischen Epos zu sein. Was für ein seltsamer Stau! Einer seiner Einfälle besteht darin, daß er der Ueberzeugung lebt, die Menschheit könne einmal in solche Barbare verfallen, daß sie die christlichen Feste nicht mehr zu berechnen im Stande sei. In Folge dessen berechnete Lehmann dieselben bis zum Jahre 22,000 nach Christi Geburt. Bis dahin würde sich die Menschheit — so hoffte er — aus ihrem tiefen Fall wieder aufgerafft haben. Erzbischof Johann sprach in Folge dessen auf der Naturforscherversammlung in Gros in einem Toast den Wunsch aus, daß der Dr. Lehmann noch 22,000 Jahre leben möge.

Auch ein zweiter Aufseufzer in Bonn und die Referendarperiode in Berlin werden eine Anzahl sehr lustiger Geschichten ab. Geht hin, kauft das Buch und lest sie selbst!

Rein culturgeschichtlich gehalten ist: Die gute alte Zeit von Moritz Buch (Leipzig, Fr. Wihl. Grimow 1878). Der Verfasser wandelt auf den von G. Freitag gewiesenen Bahnen. Er schildert uns das vorige Jahrhundert möglichst mit seinen eigenen Worten d. h. in Stellen, die damaligen Aufzeichnungen entnommen sind. Wir lernen auf diese Weise das Leben an den Höfen kennen und lassen uns in einen Geheimbund aufnehmen; wir besuchen die Hochschulen und lehren mit Bruder Studio im Auditorium und in der Anceipe ein; wir machen die Bekanntschaft des Bruders Straubinger und lassen uns von ihm erzählen, wie er Geißel wurde, wie er Meister zu werden hofft. Wir betreten den Hof des Landmannes; wir schwelmen mit dem Jäger durch den Wald; wir werfen einen Blick in die Kaserne. Es sind 13 Bilder, die uns da aufgerollt werden.

Zum Schluß noch eine Gabe in gebundener Rede. Sie stammt von einem jungen Russen, Herrn Andreas Aicharin, der die Museknoten, welche die Dorpat-Universitätsstudien ihm liehen, dazu benutzte, Dichtungen seiner großen Landsleute Puschkin und Lermontow ins Deutsche zu übertragen. Dichtungen von Puschkin und Lermontow in deutscher Uebersetzung von Andreas Aicharin (Dorpat, A. Mattiesen 1878). Es erregt die höchste Bewunderung, daß ein Fremder und noch dazu ein so junger Mann sich das Deutsche so vollkommen hat aneignen können wie Aicharin. Er handhabt es vollständig wie seine Muttersprache und er hat wahrhaft vortreffliches geleistet. Nur wer mit den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich dem Uebersetzer aus dem Russischen ins Deutsche entgegenstellen, bekannt ist, wird das Talent, das diese Arbeit befehdet, ganz zu würdigen wissen. Das nachfolgende herrliche Gedicht, von Lermontow, das nebenbei gesagt, den ritterlichen Geist des Kosakenthums trefflich wiedergibt, liest sich durchaus wie ein Original.

Wiegensied einer Kosakenmutter.

Schlummerschlund süß mein Liebchen,
Draußen weht der Wind,
Und der Mond, er lugt ins Stübchen,
Lug nach meinem Kind.
Woll zu meines Liebchens Freude
Singen Märchen sind —
Trübe zu die Kneiglein deibe,
Schlaf, mein süßes Kind!

Von Gestalt wirst Du ein Ritter,
Ein Kosak von Herz,
Und Du scheidest — Gott, wie bitter
Ist der Trennung Schmerz!
Klagen voll von tiefem Darne,
Sie verwehrt der Wind
Schläfe noch in Mutterarme
Schlaf, mein süßes Kind!

Brausend schäumt des Tereks Welle
An die Uferwand;
Der Fischchen, der Mordgefelte,
Schwimmt verdeckt ans Land.
Doch Dein Vater ist ein Krieger,
Star, wie wer'ne sind.
Schon in manchem Kampfe Sieger —
Schlaf, mein süßes Kind!

Kommen wird die Zeit und bringen,
Blutge Kampfesmar,
Du auch wirst aufs Hoch Dich schwingen,
Greifen zu der Wehr.
Jamm und Sattel, hant in Seide
Näh ich stols achmitt
Schlaf, Du meine Augenweide,
Schlaf, mein süßes Kind!

Noch das Heilgenbild, das schlichte,
Nimm ins fremde Land,
Fromm zu ihm die Blicke richte,
Betend unverwand.
Wenn du Dich zum Kampf bereitet,
Denk der Mutter, Kind,
Und ihr Segen Dich begleitet! —
Schlaf, mein süßes Kind.